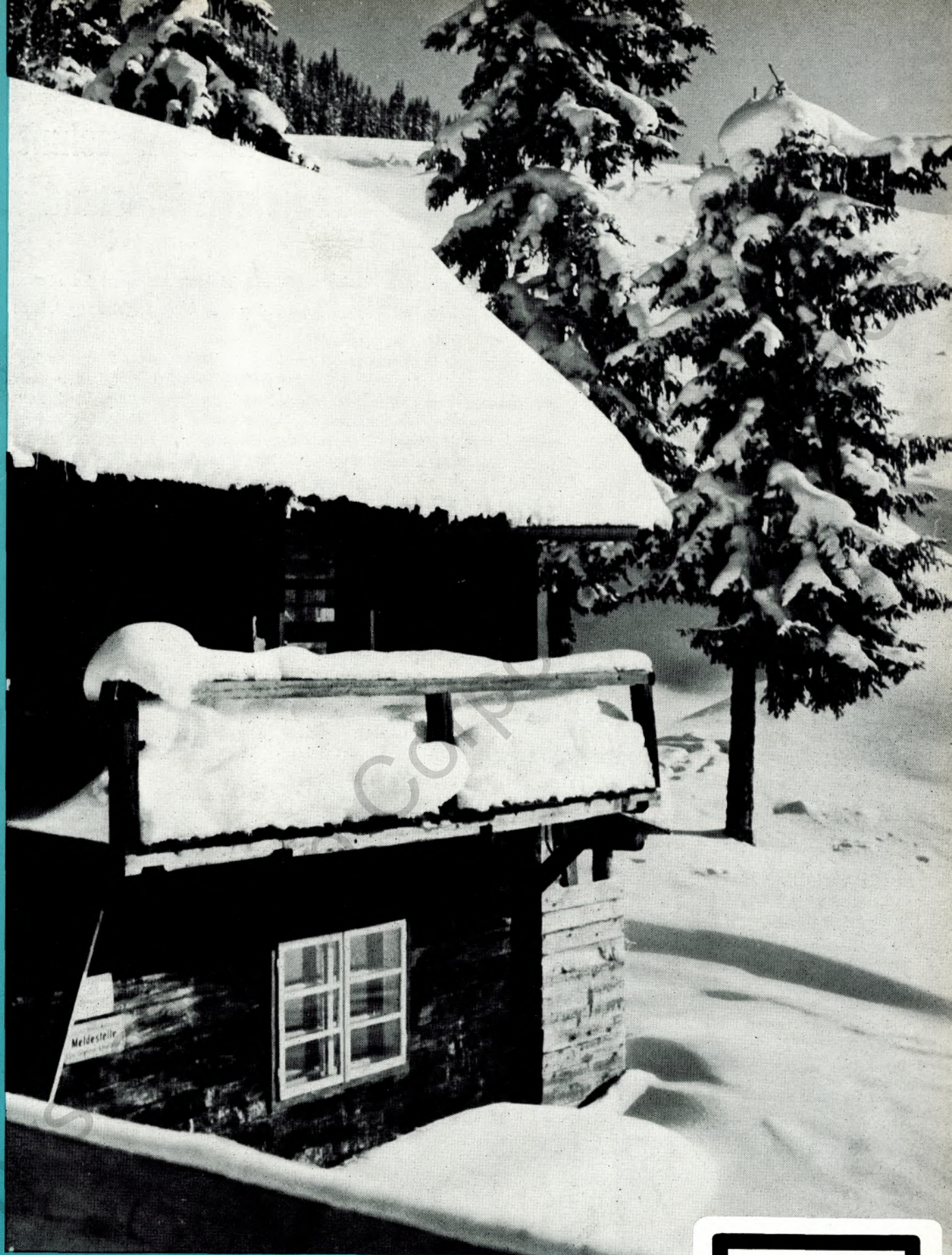




unsere



Schriftleitung: Carl Bertram Hommen, Hauptverwaltung (Kaiser-Wilhelm-Str.), Fernruf 5 40 91, Hausanschluß 54 52 und 50 02 — Bilder: Arenhövel, Dembski, Driesang, Eigemann, Franke, Haftmann, Hilger, König, Meyer, Neubert, Reißner, Renscheidt, Schroeder, Thienhaus, Timmler, West-Foto, Archiv Presseamt Stadt Duisburg — Titelbild: Winfried Hinz, Bild der Rückseite: Ernst Schroeder † — Zeichnungen: Adalbert Müller, Anny Schroeder und Wilm Voßnacke — Satz und Druck: Mülheimer Druckereigesellschaft mbH, Mülheim (Ruhr).

Die Werkzeitung erscheint monatlich und wird kostenlos an die Mitarbeiter der August Thyssen-Hütte AG. abgegeben.

Nachdruck von Nachrichten und auf Anfrage von Artikeln, soweit die Redaktion über sie verfügen kann, gerne gestattet. Um Quellenangabe und die Übersendung von zwei Belegexemplaren wird gebeten.

HEFT 12 DEZEMBER 1958

AUS DEM INHALT:

	Seite
Im Wohnungsbau für die Belegschaft gibt es auch 1959 keinen Stillstand	2
Weihnachtsglückwünsche des Vorstandes und des Betriebsrates	3
Dr.-Ing. Alfred Michel 60 Jahre	4
Ausgewanderte Mitarbeiter berichten aus Kanada	7
Ihre einzige Aufgabe: Helfen	13
Wirtschaftsthema des Monats: Investment	14
Dr. Heinz Gehm 65 Jahre	14
Rechenzentrum der ATH nimmt 1959 die Arbeit auf	15
St. Nikolaus kam in unsere Siedlungen	19
ATH-Verzinker berichten aus Middletown	20
Praktikanten aus vielen Ländern auf unserer Hütte zu Gast	23
Duisburg jüngste Halbmillionenstadt — Von Oberstadtdirektor Fritz Seydaack	24
Die Wüste lockt mit Eisen	25
Steckenpferde machen glücklich: Vasen für viele Blumen	31
Tennis — aus Begeisterung	32
Ulli Kienast boxte in Moskau	33
Das Sicherheitswesen:	
Ein Jahr ist vorbei	34
Ein schwarzer Freitag	35
265 Hüttenuhren im gleichen Takt	37
Anlernlinge berichten aus Tester Berge	38
Jubilar und Familiennachrichten	39
Rund um den Weißdorn:	
Als der Matena-Tunnel noch nicht bestand	42
Lehrlinge beim Berufswettkampf besonders erfolgreich	42
Begegnung mit Thyssenstahl-Blechen	43

IN DER BEILAGE:

Anny Schroeder: Heilige Familie Steckenpferde ...
Die Gelassenheit und ich
Vom Volksschüler zum Ingenieur
Anerkennung für gute Leistung

Im Wohnungsbau für die Belegschaft gibt es auch 1959 keinen Stillstand

Siedlung Vierlindenhof in Walsum mit 750 Wohnungen wird im nächsten Jahr begonnen • Was in den letzten zehn Jahren im Wohnungsbau geleistet wurde

Die Baugrundstücke unserer Hütte im Eickelkamp und Röttgersbach sowie in Walsum sind in den letzten Jahren bebaut worden. In Kürze will die Hütte deshalb auf dem Gelände Vierlindenhof in Walsum an der Stadtgrenze Dinslaken die ersten Wohnhäuser errichten. Hier sollen insgesamt 630 Mietwohnungen und 120 Eigenheime entstehen. Ein Bebauungsplan, den Professor Taut im Auftrag der Hütte und der Rheinischen Wohnstätten AG entwarf, hat bei den Behörden großen Anklang gefunden. Der Plan sieht auch den Bau von Geschäften, einer Schule und eines Altersheims vor. Mit dem ersten Abschnitt soll im nächsten Jahr begonnen werden. Darüber hinaus werden weitere dreißig Eigenheime im Eickelkamp errichtet. Nachdem im Geschäftsjahr 1957/58 dank der Bereitstellung der notwendigen Darlehen durch den Aufsichtsrat etwa 450 Wohnungen bezogen werden konnten, kann auch für die kommenden Jahre mit der Errichtung einer großen Anzahl neuer Heime für unsere Belegschaft gerechnet werden.

Mit über 3900 Wohnungen bei einer Belegschaft von 11 000 Mann überschreitet der Wohnungsbestand der Hütte die Vorkriegszahl beträchtlich. Vor allem zur Unterrichtung der neu eingetretenen Wohnungssuchenden Belegschaftsmitglieder soll deshalb ein kurzer Überblick darüber gegeben werden, welche Entwicklung unser Wohnungsbau in den letzten Jahren genommen hat.

Die Wohnungsfrage ist für unsere Hütte nach Kriegsende das Sozialproblem Nummer eins gewesen, wie es Arbeitsdirektor Meyer — in seiner damaligen Eigenschaft als Betriebsratsvorsitzender — bereits vor vier Jahren in der ersten Ausgabe der Werkzeitung herausgestellt hat. Sie ist es bis heute geblieben. Die große Wohnungsnot wäre in den vergangenen Jahren ohne die Hilfe der Werke und ohne den Bau sogenannter Werkwohnungen nicht zu lösen gewesen. Allein die Erfolge, die dadurch erreicht werden konnten, rechtfertigen, daß sich die großen Wirtschaftsunternehmen in dem geschehen starken Ausmaß in den Wohnungsbau eingeschaltet haben.

Die Werke mußten sich selbst helfen

Auch in früheren Zeiten war es notwendig, daß die Werke Wohnungen für ihre Mitarbeiter schufen. Der Wohnungsbau unserer Hütte ist dafür ein gutes Beispiel. Als August Thyssen die Schachtanlagen und sein Hüttenwerk in Bruckhausen errichtete, konnte er die große Zahl von Belegschaftsmitgliedern, die er für den Betrieb der Gruben, des Stahlwerkes und ihrer

Nebenanlagen benötigte, im engeren Bereich selbst nicht finden. Er mußte deshalb viele Menschen vor allem aus der Eifel und dem Hunsrück, später aus Ostdeutschland hier ansiedeln.

Nach dem ersten Weltkrieg war mit den anderen Werken auch die ATH gezwungen, durch den Bau eigener Wohnungen der großen Wohnungsnot zu steuern, die damals herrschte. Denn während des Krieges war der Wohnungsbau erheblich vernachlässigt worden. Hinzu kam damals der starke Sog vom Lande in die Städte.

Der Notstand nach 1945

Wie es nach 1945 aussah, weiß selbst das jüngste Belegschaftsmitglied. Die Zerstörungen nicht nur der industriellen Anlagen, sondern auch der Wohnungen waren beispiellos. Über tausend Werkwohnungen waren vernichtet worden, von den restlichen 1700 nur wenige von Kriegsschäden verschont geblieben.

Der Notstand dieser Jahre zwang zu stärkster Hilfe seitens der Wirtschaft und des Staates, um in möglichst kurzer Zeit viele Wohnungen zu errichten. Damals entwickelte sich die Form des sogenannten sozialen Wohnungsbaues.

Die Aufgaben in diesem dritten Abschnitt, Heime für Belegschaften zu schaffen, waren die schwierigsten, vor denen sich die Industrie an Rhein und Ruhr in den letzten hundert Jahren gestellt sah. Ohne die Hilfe der kommunalen und staatlichen Stellen, der Verbände und der Wohnungsbau-Gesellschaften wäre es kaum

(Fortsetzung Seite 5)

Wieder einmal geht ein Jahr zur Neige. Wir stehen vor dem Weihnachtsfest und damit an der Wende des Jahres. Wir blicken zurück auf zwölf Monate gemeinsamen Wirkens.

Das Jahr 1958 war nicht leicht. Aber trotz des verschärften Wettbewerbes auf dem Stahlmarkt kann unser Unternehmen im großen und ganzen wiederum auf durchaus zufriedenstellende Erfolge zurückblicken.

Allerdings ist nicht zu übersehen, daß 1958 für die Eisen- und Stahlindustrie ein sehr wechselvolles Jahr war und der Gipfel der bisherigen steilen Aufwärtsentwicklung vorerst überschritten wurde. Die Nachfrage nach Stahl ließ seit dem Frühjahr 1958 merklich nach und führte zu starken Schwankungen in der Produktion auch unserer Hütte.

In diesem Auf und Ab der Konjunktur hatten wir uns zu behaupten. Die Anlagen konnten teilweise nicht mehr voll ausgenutzt werden. In Anpassung an die abgeschwächte Auftragslage ließen sich Arbeitsein-

schränkungen nicht vermeiden. Bisher konnten wir sie erfreulicherweise in engen Grenzen halten.

Vor uns steht jetzt eine Zeit der Bewährung. Die kommenden Aufgaben zu meistern und über den jetzigen unbefriedigenden Beschäftigungsstand wieder hinauszukommen, erfordert große gemeinsame Anstrengungen. Dabei können wir uns auf unsere modernen Anlagen stützen, die eine wirtschaftliche Produktion gestatten. Vor allem aber bauen wir auch weiterhin auf die tatkräftige Mitarbeit unserer gesamten Belegschaft, die zum großen Teil schon seit vielen Jahren und Jahrzehnten mit unserer Hütte eng verbunden ist.

Allen 11 000 Mitarbeitern möchten wir für die im vergangenen Jahr wieder einmal bewiesene gute Zusammenarbeit danken. Ihnen und ihren Familien sowie unseren Pensionären, darüber hinaus auch allen Freunden unserer Gesellschaft wünschen wir ein frohes Weihnachten und rufen ihnen für 1959 ein herzliches Glückauf zu.

Weihnachten 1958.

Der Vorstand

K. H. Erndes Meyer Richard Rinn

Rastlos verrinnt die Zeit... das Weihnachtsfest ist nahe. Vor uns liegen die Tage wohlthuender Stille, in denen wir aus der zermürbenden Hetze des lärmenden Alltags zu uns selbst zurückfinden sollten in ernster Besinnung.

Die gleiche Veranlassung dazu gibt uns die Jahreswende. Was hat uns das Jahr 1958 gebracht? Was dürfen wir vom nächsten Jahre erwarten? Durch Rückschau und Ausblick versuchen wir, unseren derzeitigen Standort im wirtschaftlichen Raum zu erkennen. Hierbei geht es letztlich um unser Schicksal, das eingewebt ist in das Schicksal unserer gesamten Werksgemeinschaft. Die Grundlage unserer Existenz ist das produktionsabhängige Geschäftsergebnis. Dieses war im ersten Halbjahr des abgelaufenen Geschäftsjahres 1957/58 zufriedenstellend. Dann aber verschlechterte es sich. Gegenüber unserer Rohstahl-Höchstherzeugung von 213 000 Tonnen sank die Produktion in den Monaten Juni und September auf einen Tiefstand von rund 130 000 Tonnen.

Dieser Produktionsrückgang hatte entsprechende Auswirkungen auf unsere Belegschaft. Seitens der Betriebsvertretung wurde alles versucht, diese zu mildern und vor allen Dingen Entlassungen zu vermeiden. In diesem Bestreben fand der Betriebsrat das volle Verständnis der Werksleitung.

Trotz der hier aufgezeigten ungünstigen Entwicklung wurde die Wiederaufbauprämie gezahlt und das Weihnachtsgeld in der vollen Höhe des Vorjahres gegeben. Schließlich brachte uns das Jahr 1958 noch die „Fritz Thyssen-Stiftung“, die mit einem Vermögen von einer Million DM ausgestattet ist. Aus ihr wurde die Unterstützung in Not geratener und die Verschickung erholungsbedürftiger Mitarbeiter finanziert.

Wir können also, wenn wir zurückblicken, zufrieden sein, auch wenn nicht alle Hoffnungen erfüllt wurden.

Was aber wird uns das kommende Jahr bringen? Wir wissen es nicht. Die gegenwärtige wirtschaftliche Lage läßt die Entwicklung in der nächsten Zeit nur vermuten. Wir alle stehen im Abhängigkeitsverhältnis zur gesamten Wirtschaftslage, die unter anderem auch gekennzeichnet ist durch Absatzschwierigkeiten, Feierschichten und Entlassungen.

Es ist unser aller Wunsch, daß uns das Jahr 1959 eine gute Beschäftigungslage und ein zufriedenstellendes Geschäftsergebnis bringt. Hierzu wird es auf der ganzen Linie erhöhter Anstrengungen bedürfen, um im harten Konkurrenzkampf bestehen zu können.

Doch darf darüber der schaffende Mensch nicht aus dem Mittelpunkt aller Betrachtungen und Planungen rücken. Seine Sicherheit, seine Gesundheit, sein Leben haben unbedingten Vorrang. Nicht zuletzt aus dieser Erkenntnis haben die Tarifpartner eine weitere Verkürzung der wöchentlichen Arbeitszeit von 45 auf 44 Stunden mit Lohnausgleich vereinbart, die mit dem 1. Januar wirksam wird.

Was auch immer das kommende Jahr uns an Aufgaben stellt — wir müssen sie in gemeinsamer Anstrengung zu meistern suchen.

Mag auch die Zukunft von Ungewißheit überschattet sein, so birgt sie hinter ihrem Schleier doch alle Möglichkeiten, also auch die guten, die wir erhoffen.

Darum wollen wir das Tor zum Jahre 1959 mutigen Herzens durchschreiten.

Wir wünschen allen Mitarbeitern und Pensionären sowie ihren Familien ein frohes Weihnachtsfest und ein glückliches neues Jahr.

Die Betriebsvertretung

Leone W. H. H. H. H.

Dr.-Ing. Alfred Michel 60 Jahre

Nur wenigen Menschen ist es gegeben, bereits in jungen Jahren klar zu wissen, welchen Beruf sie wählen, welches Ziel sie sich setzen wollen. Das Leben geht oft andere Wege. Vor allem den Männern, die um die Jahrhundertwende geboren wurden und in deren entscheidende Jugendjahre der Ausbruch des ersten Weltkrieges fiel, ist es nicht immer leicht geworden, ihren Wünschen und Neigungen zu folgen. Zu den Männern, die ihrem Lebensziel von Anfang an bewußt nachgingen, gehört unser technisches Vorstandsmitglied Dr.-Ing. Alfred Michel. Am 20. Dezember kann er sein sechzigstes Lebensjahr vollenden.

Dr. Michel ist Schwabe von Geburt. Sein Vater war Regierungspräsident in Stuttgart, zu dessen Arbeitsbereich unter anderem die württembergische Landeswasserversorgung gehörte. Dadurch kam der junge Alfred Michel immer wieder mit der Technik in enge Berührung, was ihn unmittelbar zu seiner Berufswahl als Eisenhütten-Ingenieur führte. Sie galt einem Beruf, der nicht nur viel Begeisterung, sondern auch eine starke Vielseitigkeit erfordert, der von dem Mann Einsatzbereitschaft und Dienst bei Tag und Nacht selbst an Sonn- und Feiertagen verlangt.

Von der Schulbank geriet der junge Mann erst einmal in den Strudel des Krieges, der ihn nach seinem Ende als zwanzigjährigen Leutnant entließ. Alfred Michel studierte dann an der Technischen Hochschule seiner Vaterstadt Eisenhüttenwesen und legte hier 1921 sein Diplomexamen ab. Nach zweijähriger Tätigkeit als Hochofen-Assistent bei der Halberger Hütte in Brebach an der Saar promovierte er 1926 zum Dr.-Ing. an der Technischen Hochschule in Breslau, deren Eisenhütteninstitut ihn insgesamt vier Jahre — zuletzt als Oberassistent — festhielt.

Von Breslau ging Dr. Michel im Juli 1928 zu den Mannesmann-Röhrenwerken, und zwar als erster Hochofen-Assistent, nach Huckingen. Bereits im Jahre 1932 wurde er in die Hauptverwaltung nach Düsseldorf berufen und erhielt hier Aufgaben, die ihn schon bereits frühzeitig mit den vielseitigen technischen Problemen eines großen Konzerns vertraut machten. Fünf Jahre später wurde er stellvertretender Werksleiter in Huckingen und übernahm 1939 die Leitung der in den Mannesmann-Konzern einbezogenen Hahn'schen Werke in Großenbaum.

1941, während des zweiten Weltkrieges, übertrug man Dr. Michel die Leitung des Hüttenwerkes in Hagendingen (Lothringen), das bekanntlich vor dem ersten Weltkrieg nach dem Muster unserer Hamborner Hütte von August Thyssen erbaut worden war. Nach nur viermonatiger Tätigkeit erging an ihn dann der Auftrag,



den Aufbau der Hütte Linz innerhalb des damaligen Reichswerke-Konzerns verantwortlich zu leiten. In vier Jahren, die er in Österreich wirkte, entstanden unter seiner Leitung ein großer Teil der Anlagen der heutigen „Voest“. Gleichzeitig wurden die Vorarbeiten für weitere Betriebe dieses modernen Hüttenwerkes geleistet, die dann nach dem Kriege errichtet werden sollten.

Die umfassenden Erfahrungen, die Dr. Michel in all diesen Tätigkeitsbereichen gewinnen konnte — Erfahrungen sowohl in der Produktion als auch im Bau von Hüttenwerksanlagen —, waren eine gute Schule für die noch größeren Aufgaben, die ihm 1950 bei der August Thyssen-Hütte übertragen wurden. Zunächst als technischer Werksdirektor, seit 1951 als Vorstandsmitglied lag der Wiederaufbau und Neubau unserer demontierten Hütte in seiner Hand. Nach Inbetriebnahme der noch vorhandenen Hochöfen, Stahl- und Walzwerksanlagen wurde unter seiner technischen Leitung durch die Errichtung der Warmbreitbandstraße und des Kaltwalzwerkes sowie des neuen SM-Stahlwerkes ein Hüttenwerk geschaffen, das in seiner Leistung den modernsten ausländischen Werken ebenbürtig ist und in sei-

ner Kapazität die alte August Thyssen-Hütte übertrifft.

In seinen Entscheidungen scheute Dr. Michel auch nicht, neue Wege zu gehen und Anlagen zu planen und zu errichten — wie zum Beispiel den neuen Hochofen 10 mit neun Meter Gestell Durchmesser und die SM-Ofen des Stahlwerkes 1 mit 250 Tonnen Fassungsvermögen —, die in ihrer Größenordnung bisher in Deutschland noch nicht gebaut worden sind. Aber nicht nur in ihren Anlagen ist die ATH ein Beispiel für die jüngsten technischen Fortschritte auf dem Gebiete der Eisenmetallurgie und der Stahlverformung, sondern sie zeigt auch in der äußeren Formgebung der Betriebe sehr einprägsam eine moderne architektonische Linie, auf die Dr. Michel neben den technischen Einrichtungen sein besonderes Augenmerk richtete.

Überall erkennt man deutlich die Hand eines Mannes, der sich neben der Praxis im eigenen Werk auch draußen umgesehen und Erfahrungen gesammelt hat; dem die deutschen Hüttenwerke ebenso gut bekannt sind wie die wichtigsten Stahlwerke des Auslandes.

Kein Wunder, daß der Arbeitstag bei dieser Aufgabe, gleichzeitig den Neubau des Werkes und die Produktion zu lenken und zu leiten, und bei der Fülle von Interessen restlos ausgefüllt ist. Er läßt sich nicht in acht Stunden pressen — es ist ein Arbeitstag, der vom Morgen bis in den späten Abend der ATH gehört.

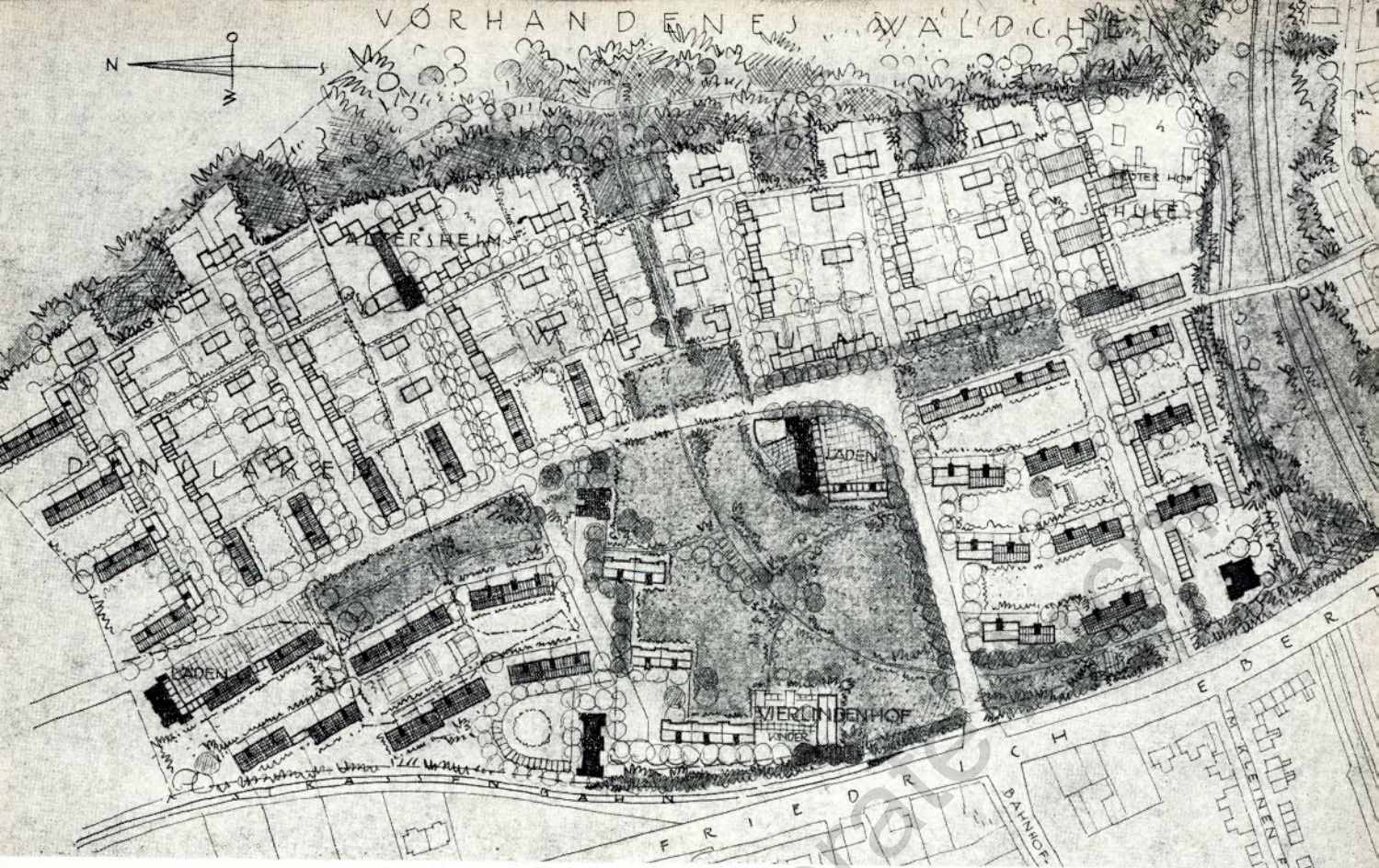
ATH-NOTIZBUCH

BEIM WOHNUNGSWESEN finden nur an den Tagen Montag, Dienstag, Donnerstag und Freitag Sprechstunden statt, und zwar jeweils in der Zeit von 8 bis 10.30 Uhr und von 14 bis 16 Uhr. Die Büros befinden sich im ehemaligen Kasinogebäude, Garteneingang.

IN MEXIKO wurde der Tonfilm unserer Hütte „Die Straße der stählernen Ringe“ anlässlich einer deutschen Ausstellung vorgeführt, die im November von der Technischen Hochschule in Monterrey veranstaltet wurde.

GUT BESUCHT war ein Konzertabend, den der Hamborner Kulturring mit dem bekannten Geiger Zsigmondy gab. Dies galt auch für den Theaterabend mit dem aus Münster kommenden „Theater im kleinen Raum“, das mit der Komödie „Darf ich mitspielen . . .?“ des Franzosen Archard gastierte. Das heitere Spiel vom verliebten Narren war leider durch Umbesetzungen im Ensemble erheblich in seinem Fluß — und damit auch im Genuß für die Zuschauer — behindert.

ZUM VIZEPRÄSIDENTEN des Deutschen Siedlerbundes wurde Dr. Walter Forstmann (Essen) gewählt. Der Siedlerbund betreut zur Zeit 150 000 Familien. Allein im Jahre 1957 schlossen sich ihm 6500 Neusiedler an.



DIE BAUPLANUNG FÜR DIE NEUE ATH-SIEDLUNG VIERLINDENHOF IN WALSUM

Der Wohnungsbau

(Fortsetzung von Seite 2)

möglich gewesen, der großen Wohnungsnot zu steuern und auch der Belegschaft der ATH ein neues Heim zu geben.

Drei große Aufgaben mußten damals Zug um Zug gelöst werden. Hunderttausende hatten durch den Krieg und die Demontage ihre Existenz verloren und brauchten neue Arbeitsplätze. Hunger und Elend breiteten sich aus. Die Wohnungsnot schließlich war eines der größten Übel jener Zeit.

Neue Wohngebiete am Stadtrand

Ihre neuen Wohngebiete legte die ATH vor allem an die Hamborner Stadtgrenze und nach Walsum. So entstanden die Siedlungen im Eickelkamp mit ihren 290 Eigenheimen und 172 Mietwohnungen, im Röttgersbach mit über 200 Mietwohnungen, die Stahlarbeitersiedlung in Walsum mit 164 Wohnungen für Mieter und die fünfzig Eigenheime der Montansiedlung, neben der die neue Klinkersiedlung nach Beendigung der Arbeiten 150 Mitarbeitern Wohnung gewähren wird. Unterdessen sind im Eickelkamp weitere 150 Eigenheime und Mietwohnungen im Bau und in der Planung. Hinzu kommen schließlich zahlreiche Wohnungen in allen Teilen der Städte Duisburg, Walsum und Dinslaken.

Der Werksleitung ging es dabei nicht nur um den Bau möglichst vieler Wohnungen, sondern auch um eine aufgelockerte, in Gärten und Grünanlagen eingebettete

Bauweise. Sie bemühte sich darum, daß die Siedlungen und die schönen Anlagen gepflegt und gut erhalten bleiben. Hier bewähren sich die von Arbeitsdirektor Meyer ins Leben gerufenen Wohn- und Siedlergemeinschaften. Dank der engen Zusammenarbeit ihrer Vorstände mit der Hütte und der Rheinischen Wohnstätten-gesellschaft war es möglich, das gute Bild der Siedlungen nicht nur zu erhalten, sondern auch laufend zu verbessern. Nicht

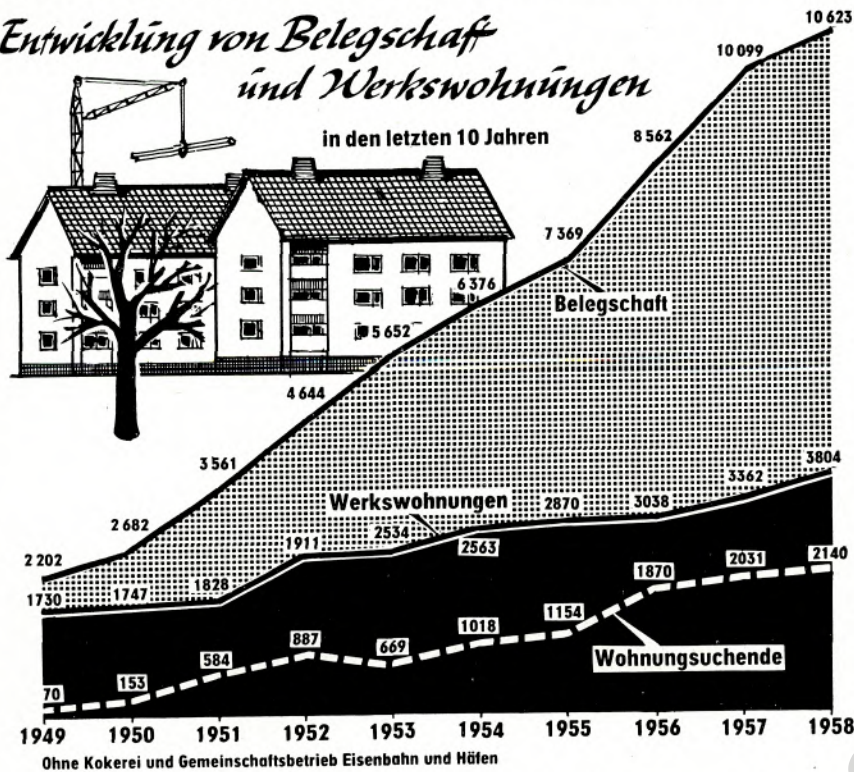
zuletzt dem Erfolg dieser unermüdlichen Arbeit ist es zu danken, das die meisten Mieter zu schätzen wissen, außerhalb der Enge der Innenstädte zu wohnen. Hier können die ehemals wohnungslosen Mitarbeiter mit ihren Angehörigen glücklich sein.

Im Kampf gegen den größten Feind unserer Zeit, die Wohnungsnot, hat die Hütte in den letzten Jahren schöne Erfolge erzielen können. Aber leider hat

Wohnhäuser im neuen Bereich der Eickelkamp-Siedlung



Entwicklung von Belegschaft und Werkswohnungen



der Wohnungsbau mit dem Wiederaufbau der technischen Einrichtungen nicht Schritt halten können, so daß die Zahl der Wohnungssuchenden laufend gestiegen ist.

Wenn auch einem Teil von ihnen geholfen werden konnte, so warten doch immer noch über 2000 Mitarbeiter auf Zuweisung einer eigenen Wohnung. Mehr

als 400 verheiratete jüngere Belegschaftsmitglieder, deren Eltern sich zum Teil selbst einschränken mußten, um dem jungen Paar ein Unterkommen zu geben, erheben ebenfalls Anspruch auf ein eigenes Heim.

Unsere jungen Belegschaftsmitglieder werden, wenn sie einen eignen Hausstand gründen wollen, in den meisten Fällen auf die Hilfe des Werkes angewiesen sein. Die ATH wird alles in ihren Kräften stehende tun, um ihnen zu einer Wohnung und nach Möglichkeit zu einem Eigenheim zu verhelfen. Seit der Demontagezeit wurden weit über 2000 Wohnungen neu geschaffen, unter ihnen mit Hilfe der Sparbeträge strebsamer Mitarbeiter 340 Eigenheime, während hundert weitere Mitarbeiter in Kürze den Einzug in ihr eigenes Haus halten können. Erfreulicherweise ist es gelungen, weitere Grundstücke zu erwerben, um durch ihre Bebauung die Wohnungsnot zu steuern. Angesichts der vielen Vorarbeiten, die geleistet werden müssen, erfordert die Verwirklichung der Projekte jedoch ihre Zeit. In ihrem Bestreben, die Wohnungsnot unserer Belegschaftsmitglieder zu entlasten, wird die Hütte aber auch in Zukunft nicht nachlassen.

Moderne Klinkerhäuser an der
Friedrich-Ebert-Straße in Walsum



In der Heimat ist es doch am schönsten...

Ausgewanderte Mitarbeiter der ATH berichten von ihren Erlebnissen

Eine ganze Reihe von früheren Mitarbeitern unserer Hütte ist in den letzten Jahren nach Übersee ausgewandert. Sie leben heute vor allem in Kanada und den USA, aber auch in Mexiko und Australien; sie haben dort Arbeit und einen neuen Wirkungskreis gefunden. Die meisten von ihnen — junge Männer im Alter zwischen 20 und 30 Jahren — gingen nach draußen, um etwas von der Welt außerhalb der schwarz-rot-goldenen Grenzpfähle kennenzulernen und sich die Luft eines anderen Kontinents um die Nase wehen zu lassen, solange sie noch jung waren. Vielen von ihnen wird das neue Land zur zweiten Heimat und sie selbst gute Kanadier oder Amerikaner werden, viele werden aber auch zurückkommen, um einen Pack Erfahrungen (und hoffentlich nicht Enttäuschungen) reicher.

Mit einer Reihe dieser Männer setzte sich die Redaktion der Werkzeitung im Sommer in Verbindung und forderte sie auf, allen früheren Arbeitskameraden doch einmal zu schildern, was sie bisher draußen erlebt haben, wie sie arbeiten und wohnen. Heute können wir Berichte

von zwei Hambornern aus Kanada veröffentlichen. Gerhard Dembski war früher drei Jahre lang Walzendreher auf unserer Hütte. Er lebt, Junggeselle, seit Oktober 1957 in Toronto, der Millionenstadt am Ontario-See. (Den Brief der Werkzeitung erhielt er übrigens an seinem 23. Geburtstag.) Fritz Neubert, der Anfang Dezember 29 Jahre wurde, ging nach fünfjähriger Schlosserzeit in unserer Mechanischen Hauptwerkstatt ebenfalls vor einem Jahre nach drüben und zwar nach Hamilton, der größten kanadischen Stahlstadt unweit Toronto. Dort hat er Ende September auch geheiratet; seine junge Frau stammt aus Beek und reiste ihm nach. Einen Bericht von Dr. Carlo Koch, der früher in der Organisationsabteilung tätig war und heute mit seiner Familie in Mexiko lebt, wollen wir in der nächsten Ausgabe abdrucken. Die Redaktion der Werkzeitung, die alle ausgewanderten früheren Mitarbeiter der ATH auf diesem Wege herzlich grüßt, hofft, daß auch noch andere Auswanderer das Band zur Hütte und zu ihren früheren Kollegen durch weitere Berichte festigen oder neu knüpfen

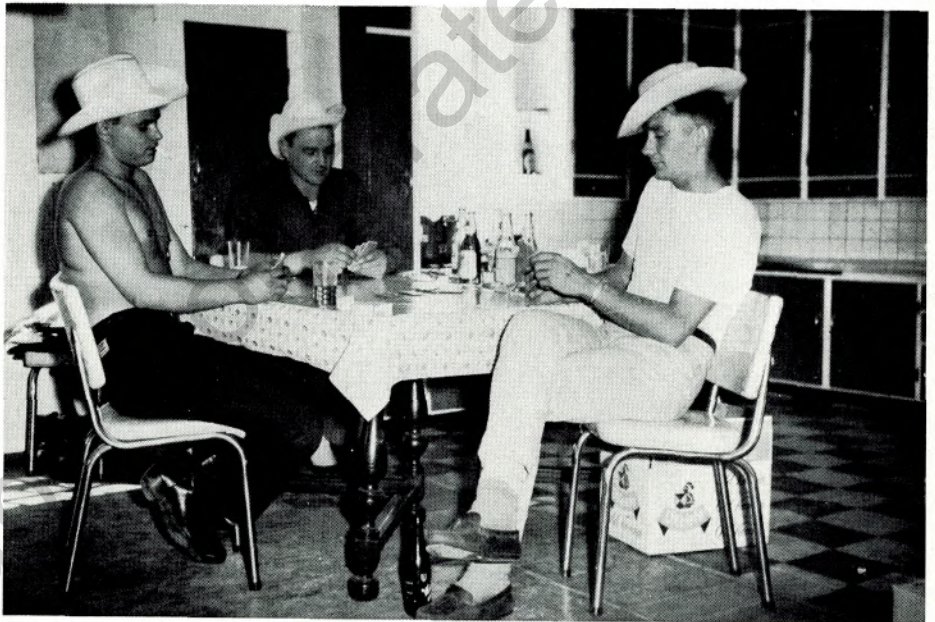
Gerhard Dembski

wollte als Highway-Holzfäller in der kanadischen Wildnis Dollars machen

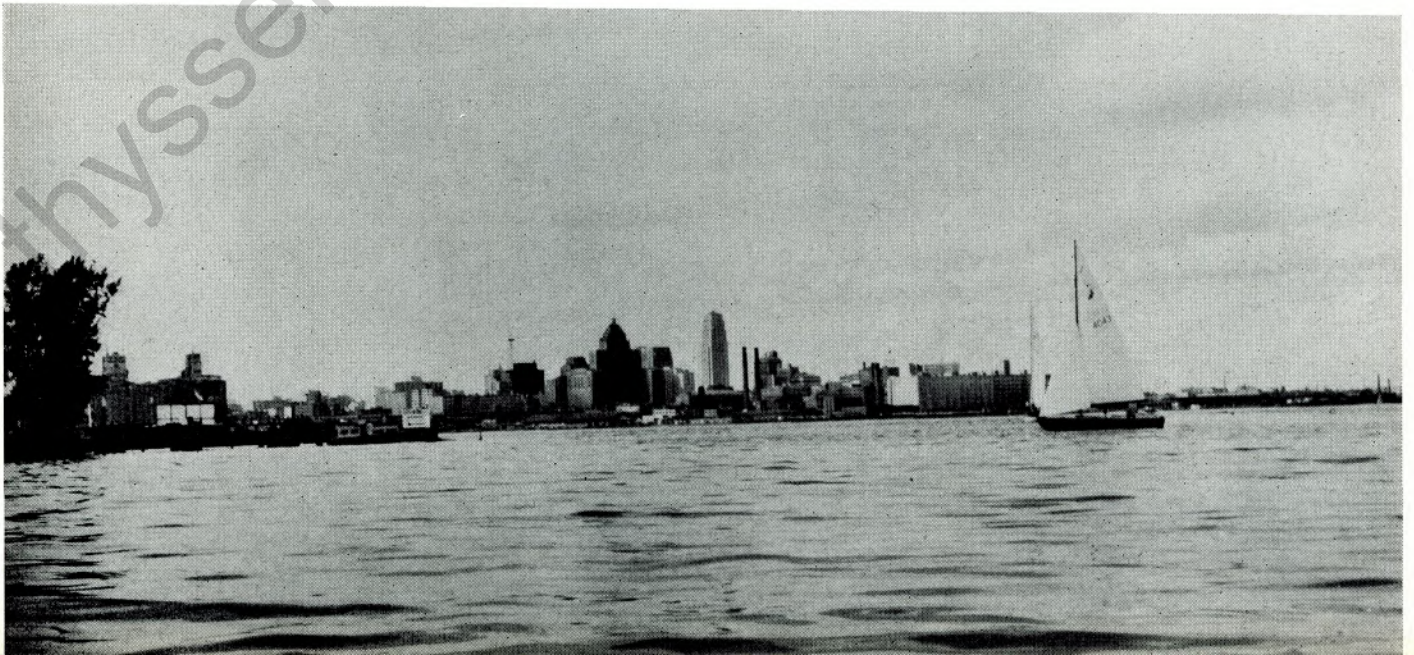
Jetzt bin ich schon fast ein ganzes Jahr in Toronto. Wollte ich die Eindrücke, Erlebnisse und Erfahrungen, die ich in dieser Zeit hier sammelte, einigermaßen erschöpfend zu schildern versuchen, würde es ein ziemlich dickes Buch abgeben.

Wie fast alle Neueinwanderer kam auch ich mit falschen Ideen und Vorstellungen hier an. Nach der in Deutschland gehörten Werbung zu urteilen erwartet man, daß jeder einzelne hier mit offenen Armen empfangen, ihm sogleich Wohnung und Arbeit zugewiesen würde und er selber nur noch Dollars zu machen brauche. Dem ist aber nicht so. Hier heißt es: „Hilf Dir selbst, so hilft Dir Gott“.

Sicher, Kanada ist ein großes Land und braucht Menschen, aber die Menschen brauchen auch Arbeit. Als ich im vorigen Jahr hier ankam, begann gerade die schlechte Zeit. Schon im November gab



Der frühere ATH-Walzendreher Gerhard Dembski (rechts) bei einem zünftigen Skat auf der Farm eines deutschen Freundes (links), der seit vier Jahren in Kanada lebt — UNTEN: So bietet sich Toronto vom Ontario-See her dem Freund des Segelsports mit einer imposanten Silhouette





Mit drei Freunden, Skiern, Donnerbüchsen und viel Verpflegung auf dem Flugplatz von Sault St. Marie zwischen Oberer und Huron-See. „Da hatten wir noch die Illusion, viel Geld beim Holzfällen in der Wildnis für eine

kanadische Autobahn zu machen“, schreibt Gerhard Dembski (ganz rechts) zu diesem Foto. Bei starkem Schnee ging es von hier eine Flugstunde nordwärts. Wie es ihnen dabei erging, schildert dieser Bericht

es in Toronto 75 000 Arbeitslose. Die Arbeitsämter, Einwanderungsbehörden und Kirchen tun ihr bestes, können aber nicht allen helfen. Denn zum Herbst kommen viele Saisonarbeiter aus den großen Landwirtschaftsgebieten in die Stadt und wollen auch noch einen Job in den Kleinbetrieben erwischen. So ist es weiter nicht verwunderlich, daß die Zahl der Arbeitslosen im Herbst rapide steigt. Wird nun aber irgendwo einmal eine Stelle frei, dann zieht der Arbeitgeber einen Mann vor, der Englisch spricht, kanadische Arbeitserfahrung und — eigenes Werkzeug hat. Wer von allen Einwandern bringt sich aber Werkzeug aus Deutschland mit? Niemand, glaube ich, genau wie ich selber. Eine Wohnung hat man hier schnell gefunden. An vielen Häusern liest man

„Room to let“ — Zimmer zu vermieten. Die Preise für ein möbliertes Zimmer liegen hier zwischen 6 und 9 Dollar die Woche. (1 kanad. Dollar = 4,20 DM.)

Zuerst Hilfsarbeiter auf dem Bau

Die Arbeitssuche verlangt schon etwas mehr Erfahrung, Glück und Ausdauer. Die Einwanderungsbehörde unterstützt — so gut sie kann — die Neuankömmlinge bei der Arbeitssuche, ganz mittellose auch mit Geld.

Ich bekam damals weder von der Einwanderungsbehörde noch durch sonst wen eine Arbeit. In meinem Beruf als Dreher unterzukommen, daran war gar nicht zu denken. Kurz entschlossen machte ich mich mit meinen drei englischen Worten, die ich damals beherrschte, selbst daran, die Firmen abzusuchen. Das ist hier

absolut nichts ungewöhnliches. Jeder geht fragen. Der Kanadier sieht darin nicht einen Mangel an Arbeitskräften.

Mit der Zeit kam bei mir die Routine. Mitte November hatte ich Glück: bei einer Baugesellschaft konnte ich als Hilfsarbeiter anfangen. Das währte aber nicht lange; nach zwei Monaten war das Haus, an dem wir arbeiteten, fertig und wir wurden wieder alle entlassen. Inzwischen war es auch so kalt geworden, daß keine der Baufirmen mehr arbeiten konnte. Und die Zahl der Arbeitslosen stieg rapide.

Was nicht stieg, war mein Bankkonto. Es fiel, es fiel zum Nullpunkt. Die Einwanderungsbehörde wurde merklich zurückhaltender mit den Unterstützungen — zu jener Zeit 16 Dollar die Woche.

Das Abenteuer als Holzfäller

Ich lernte damals einige junge Männer kennen, die schon zwei Jahre hier waren. Einige von ihnen hatten im Jahr zuvor hoch im Norden Kanadas als Holzfäller gearbeitet und ganz gut Geld verdient. Da auch sie alle arbeitslos waren, hatten sie die Absicht, ein Stück Wald für einen Highway (Autobahn) auf Kontrakt zu roden. Außerdem hörten wir, andere seien dabei reich geworden. Auch wir rechneten, nach drei Monaten mit 800 Dollar zurückzukommen.

Wir machten uns im Februar guten Mutes auf den Weg. Wir wußten wohl, daß es im Februar hier am kältesten ist, dachten aber: So schlimm wird es schon nicht sein. — Denkste —;

Ich will mich darüber nicht in Einzelheiten auslassen; das Camp, in dem wir uns zwischen den Seen und der Hudson-Bai einquartieren sollten, existierte überhaupt nicht, das Zelt war im Schnee zusammengebrochen. Als man uns mit dem Flugzeug von Sault St. Marie am Oberen See aus dort landete, standen wir sozusagen draußen im Schnee und wußten nicht wohin. Wären wir wenigstens so schlau gewesen und wieder mit rausgefliegen, — aber nein, wir wollten ja Dollars machen.



Das Wetter war geradezu mörderisch; es lagen 6 Fuß (über 1,80 Meter) Schnee, die Temperatur 49 Grad Fahrenheit unter Null (etwa 45 Grad Celsius unter Null). Unsere Winterkleidung reichte bei weitem nicht aus. Etliche Hemden, Pullover, pelzgefütterte Lederjacke und Nylonjacke mit Pelz waren gegen diese Kälte kein Schutz.

Drei Tage verbrachten wir in der Wildnis ohne Essen und Schlaf. Unser Proviant war total ver- und erfroren. Feuer konnten wir auch keins bekommen.

Schleunigst machten wir uns am dritten Tag mit Skiern auf den Weg, um in bewohnte Gegenden zu kommen. Zwei Tage waren wir bis zur nächsten Ansiedlung unterwegs. Einige von uns bekamen auf diesem Weg Erfrierungen ab. Wie froh waren wir, als wir wieder in das nächste Dorf kamen. Vom Wintersport habe ich seitdem die Nase voll. Auf schnellstem Wege fuhren wir wieder nach Toronto zurück. Schlecht und recht schlugen wir uns bis zum Frühjahr durch. Dann wurde es wieder besser mit den Aussichten, Arbeit zu erhalten.

Zeugnisse und Referenzen gelten nichts

Inzwischen war ich auch in bezug auf die Arbeitssuche schlauer geworden. Man darf hier niemals sagen: Das kann ich nicht. Versuchen muß man es. Der Kanadier gibt einem die Chance dazu. Kann man aber nichts, fliegt man genau so schnell wieder raus, wie man eingestellt wurde. Ich selbst, gelernter Dreher, nahm eine Stelle als Möbelschreiner an. Es ging mir ganz gut von der Hand, brachte mir so wieder einige Dollar zum Leben ein.

In Deutschland kennt man es nicht anders, daß man bei einer Stellensuche soviel wie möglich Zeugnisse und Referenzen vorzeigt. Selbst hatte ich mich auch gut damit versorgt, als ich nach Kanada ging. Es erschütterte mich leicht, daß hier überhaupt kein Mensch danach fragte.

Die erste Frage, die man bekommt, ist: Haben Sie Werkzeug? Dann: Können Sie Englisch? Wie steht es mit Ihren kanadischen Arbeitserfahrungen? Ausländische Zeugnisse, selbst wenn sie übersetzt sind, gelten nichts.

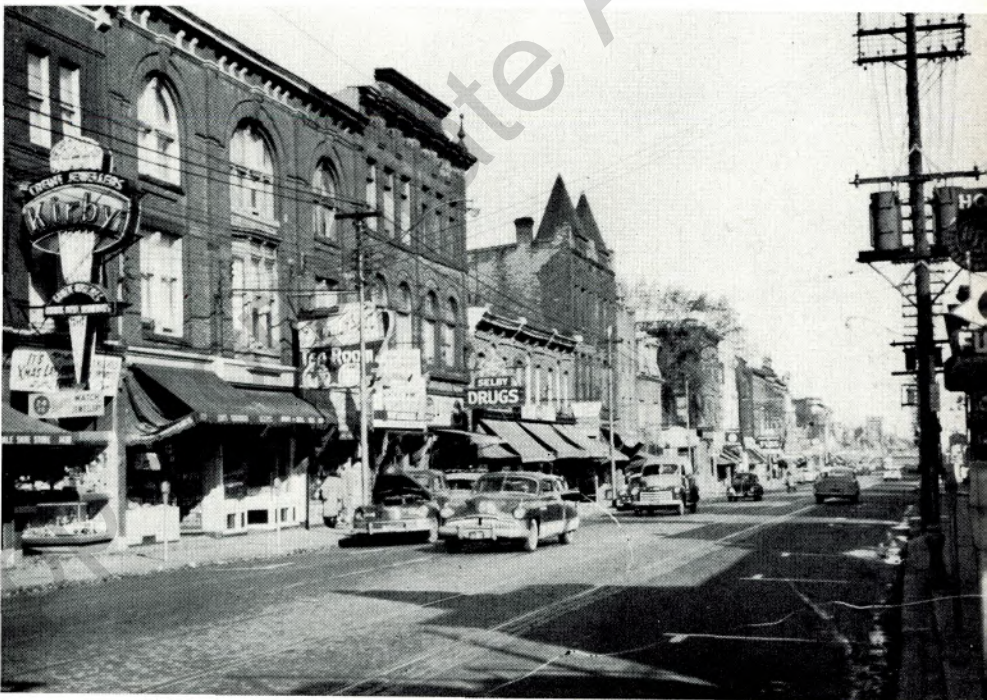
Es hört sich eigenartig an, man muß aber vom Schraubenzieher bis zum Mikrometerbügel alles selber mitbringen. Firmen, die einem das Werkzeug stellen, sind selten. Die Stundenlöhne sind dann auch nicht so hoch.

Ende März hatte ich wieder mal Glück und fand eine Stelle als Werkzeugmacher, in der ich heute noch arbeite. Wir stellen Schnellschnittstähle und Spezialwerkzeuge für Automaten her. Mein Stundenlohn beträgt 1,35 Dollar bei 42,5 Stunden in der Woche. Steuern bezahle ich davon 4,85 Dollar; für die Arbeitslosenversicherung gehen noch 60 Cents ab. Eine Invaliden- oder Krankenversicherung gibt es hier nicht. Versichern kann man sich nur privat. Jetzt macht man langsam einen Anfang damit. Ab 1. Januar 1959 gibt es nun eine staatliche Krankenhaus-Versicherung.

Nun kann man aber von den 52 Dollar, die ich jede Woche Netto habe, ganz gut



In Toronto ertrinken die Straßen der Geschäftsstadt in der Masse der Autos. Des Autofahrers stärkste Sorge ist auch hier trotz größter Parkplätze: Wo parke ich meinen Wagen?



OBEN: Die Queen Street West, eine typische Straße im alten Geschäftsviertel Torontos mit schmalen niedrigen Häusern; zu beiden Seiten ist Parken nur an Parkuhren möglich — UNTEN: Recht ansehnlich ist die Zahl der Segelboote, die zur Sommerzeit im Yachtclub-Hafen von Toronto liegen



DIE REDAKTION DER WERKZEITUNG

möchte weitere ausgewanderte ehemalige Mitarbeiter (und Mitarbeiterinnen) auffordern, ihr über Erlebnisse in der neuen Heimat zu berichten. Wer Anschriften kennt, wird um Mitteilung (Hausruf 5002) gebeten.



SO SIEHT SICH DER GROSSADT-KANADIER

George Feyer, ein seit 1948 in Kanada — dem nach kanadischer Ansicht „besten Land der Welt“ — ansässiger, ungarischer Karikaturist, schrieb zu dieser Zeichnung über das Leben der Kanadier in den Großstädten:

„Kanada hat ein sehr merkwürdiges Klima, wie Neueinwanderer bald entdecken. Im Sommer ist es sehr heiß, im Winter sehr kalt; das heißt, es ist jeweils draußen heiß und kalt. Drinnen sind die Klimaanlage und Öfen so

sehr und erfolgreich an der Arbeit, daß die Temperatur gerade das Gegenteil der Temperatur von draußen ist. Das Gebäude, in dem ich arbeite, weist solche Extreme auf, daß ich lange Unterwäsche im Sommer und kurze im Winter trage. Tatsächlich trage ich mich mit dem Gedanken, nächstes Jahr meinen Urlaub im Winter zu nehmen, um der Hitze zu entgehen. Ich werde vielleicht nach Florida gehen, wo es ein mäßigeres Klima gibt.“

leben. Ich will einige Preise als Beispiel angeben: ein Pfund Butter 70 Cents; ein Brot 25 Cents; 12 Eier 40 bis 55 Cents; ein halbes Pfund Nescafee 1,48 Dollar; ein Korb Äpfel, Pfirsiche, Birnen usw. 60 Cents; 20 Zigaretten 30 Cents; Fleisch von 45 bis 78 Cents ein Pfund; Huhn das Pfund 25 Cents.

Der deutsche Arbeiter sehr geschätzt

Viele Deutsche leben hier, die über die nötigen Werkzeuge verfügen, kanadische Arbeitserfahrung und vielleicht ein bisschen Glück hatten, die 2,50 Dollar und mehr die Stunde verdienen. Wenn ich ein Jahr in meiner Stellung gearbeitet habe, dann weiß ich, daß ich das auch haben werde; denn Werkzeugmacher werden hier sehr gut bezahlt.

Im großen ganzen schätzt man den deutschen Arbeiter hier. Man weiß, daß er eine gute gründliche Ausbildung hinter sich hat, wie man sie in Kanada nicht kennt. Lehrzeit, Berufsschulen und dergleichen, wie wir es von Deutschland her gewohnt sind, gibt es hier nicht. Wer eine bessere Stelle erklimmen will, muß zur Schule gehen, nachdem er angelernt ist. Hier macht eben jeder auf seine Art Geld, und wer eine gute Idee hat, macht es schneller und leichter.

Das Bier nach Schicht...

Was macht aber der Mensch nach Feierabend? Bei dieser Frage beginnt das Unbegreifliche beim Europäer. Kein Wunder, daß es das Wort Gemütlichkeit im Englischen nicht gibt. Will man Bier trinken, geht man in einen sogenannten Bierpalor. Zwei Eingänge: Eingang für Männer, Eingang für Damen in Begleitung. An der

Wand hängt das Television, das möglichst laut spielt, die Tische sind klein, vier Flaschen Bier und Gläser haben darauf Platz; es müssen ja viele Leute Platz drinnen haben und Dollars bringen. Ist das Glas leer, setzt der Ober die neue Flasche hin. Fragen, ob man noch eines wünscht, gibt es nicht. Wenn man nicht mehr trinken will, muß man aufstehen und gehen. Bezahlt hat man ja sowieso jede Flasche gleich. (Wäre übrigens nicht übel, mal wieder ein anständiges deutsches Pils zu trinken.)

Will man nun aber zum Bier einen Schnaps trinken, ist man am falschen Ort. Dazu muß man in eine Taverne gehen. Das ist eine Art Bar. Geht man dorthin, ist es ratsam, sich die Ohren mit Watte zuzustopfen. Die Jazzorchester machen dort einen derartigen Spektakel, daß man nach einigen Minuten den Raum so schnell wie möglich wieder verläßt.

Also hält man es für das Klügste, sich eine Buddel zu kaufen und zu Hause, im Kreise der Freunde, zu trinken. Einfacher

gedacht als getan. Denn Schnaps gibt es nur in staatlichen Läden, die bis 6 Uhr abends geöffnet, samstags und sonntags aber ganz geschlossen sind. In diesem Geschäft muß man erst für einen Dollar eine Lizenz erwerben, bevor man sich seine Flasche Schnaps kaufen kann — vorausgesetzt übrigens, man ist 21 Jahre alt. Am Ende des Jahres verfällt die Lizenz wieder.

Will man Bier zu Hause trinken, geht man in einen solchen Bierverteilungsladen, füllt einen Schein mit Namen und Adresse aus, schließt sich in der Reihe der Wartenden an und nimmt nach Bezahlung sein Bier in Empfang. 24 Flaschen kosten 4,20 Dollar. Der Staat will mit diesem umständlichen Verfahren das unmäßige Trinken unterbinden — und erreicht genau das Gegenteil. Es ist mitunter erschütternd, wie viele Betrunkene man auf der Straße sieht. Wackeln sie zu sehr, nimmt die Polizei sie zur Ausnüchterung mit. Beim zweiten Mal gibt es Gefängnis oder 40 Dollar Geldstrafe.

Am Sonntag bleibt nur der Klub

Am Sonntag herrscht absolute Ruhe — wie in England. Nichts ist auf, kein Kino, keine Bar, kein Theater, nur die Kirchen. Man sagt, in Toronto gebe es genau so viel Kirchen wie in Hamburg Wirtschaften. Das kann tatsächlich stimmen.

Jede in Toronto vertretene Nation hat ihren Klub. Sie veranstalten an Sonntagnachmittagen Tanz. Die Getränkekarte besteht aber nur aus Coca-Cola und

DIE KAUFKRAFT DES KANADA-DOLLARS

Aus einer Zusammenstellung der Lebenshaltungskosten in Kanada und der Löhne im Vergleich zu Deutschland zieht die Transcanada-Alliance für Deutschkanadier den Schluß, daß die Kaufkraft eines kanadischen Dollars nicht mit dem amtlichen Wechselkurs (= 4,20 DM) sondern nur mit etwa 3,36 DM angesetzt werden könne. In Großstädten wie Toronto mit seinen über einer Million Einwohnern liege sie noch niedriger und verringere sie sich infolge der höheren Mietkosten auf rund 3 DM je Dollar.

Kaffee. Denn am Sonntag darf kein Alkohol ausgeschenkt werden. Kinos gibt es hier eben so viele wie Kirchen. Drei Filme werden gezeigt. Wenn man will, kann man sich das Programm ununterbrochen von morgens bis abends ansehen. Das ganze Vergnügen kostet zwischen 60 Cents und 1 Dollar. Ein volles Programm reicht einem aber meistens, es dauert ungefähr fünf Stunden.

Nun wird man fragen: Und wie ist es mit den Autos? Das Auto ist hier ein Gebrauchsgegenstand, kein Luxus wie

DAS KANADISCHE WAPPEN

Da Kanada von Menschen verschiedener Abstammung gegründet worden war, von Franzosen, Engländern, Schotten und Iren, weist sein Wappen die drei englischen Löwen, den schottischen Löwen, die irische Harfe und die französischen Lilien auf. Kanada selbst fügte dann die Ahornblätter hinzu. Kanada, zu dessen etwa 15 Millionen Einwohnern heute auch fast eine halbe Million Deutsche zählen, bedeckt rund zehn Millionen qkm zwischen Atlantik und Pazifik nördlich der USA bis zum Eismeer. Es wurde im 16. und 17. Jahrhundert zuerst von Franzosen erschlossen, ging vor 200 Jahren an England verloren und schloß sich — zunächst mit den Provinzen Ontario, Quebec, Neuschottland und Neubraunschweig — 1876 zu einer Konföderation zusammen, aus der sich der heutige Staat innerhalb des britischen Commonwealths entwickelt hat.



noch in Deutschland und am Lebensstandard gemessen auch durchaus erschwinglich. Der Volkswagen kostet 1750 Dollar. Er ist der meist gefahrene ausländische Wagen. Die großen Straßenkreuzer liegen in der Preislage um 2500 bis 12 000 Dollar. Nun gibt es noch eine Menge Autoplatze, auf denen Gebrauchtwagen verkauft werden. Die Größe dieser Plätze sind für uns Deutsche unvorstellbar. Dort gibt es Wagen aller Jahrgänge und Marken. Natürlich, wie alles, auf Abzahlung. Die Anzahlungen fangen bei 25 Dollar an. Das Parken ist ein Problem für sich. Zur Hauptverkehrszeit geht es nur im Schritt weiter. Obwohl Toronto noch eine sehr junge Stadt ist — 1860 war es noch ein Dorf — moderne Straßen hat und auch somit alle Voraussetzungen für einen reibungslosen Ablauf des Verkehrs gegeben sind, ist sie den Automassen doch nicht gewachsen.

... und sonntags auf den Ontario-See

Ist man aber einmal aus der Stadt heraus, beginnen die riesigen Highways, die bedeutend größer sind als unsere Autobahnen. Sie gestatten ein rascheres Fortkommen. Die Gallone Benzin (rd. 4,5 Liter) kostet 38 bis 42 Cents. Das Fahren eines Wagens ist also durchaus erschwinglich, zumal man keine Steuern zu zahlen braucht.

Wer einen Wagen besitzt, braucht sich über Freizeitbeschäftigung nicht den Kopf zu zerbrechen. Kanada ist landschaftlich zauberhaft schön. Ich selber habe schon viele Ausflüge gemacht. Immer wieder ist man von den Naturschönheiten begeistert, von denen meine Bilder nur eine kleine Ahnung zu geben vermögen.

Der Kanadier kennt kein größeres Vergnügen, als sonntags mit seinem Boot auf einem der unzähligen Seen auszufahren und zu fischen.

Im Ontario-See, nicht weit von der Stadt entfernt, liegen ein paar kleine Inseln.

Fritz Neubert lebt in der Stahlstadt Hamilton, dem „Essen“ Kanadas am Ontario-See

Mein Eindruck von Kanada ist der, daß dieses schöne Land jedem, der vorwärtskommen will, diese Chance bietet. Jedoch — aller Anfang ist schwer; das war er auch für mich — zumal ich ja Land und Leute noch nicht kannte.

Von den Kanadiern war ich angenehm enttäuscht. Es sind fast ausnahmslos höfliche, zuvorkommende Leute. Sie haben eine wahrhafte Engelsgeduld in punkto Verständigung. Wenn man nämlich glaubt, mit seinem Englisch hier in Kanada klarzukommen, dann hat man sich getäuscht. Mir ging es jedenfalls so. Die Leute sprechen ein Englisch mit amerikanischem Akzent, das im Anfang sehr schlecht zu verstehen ist. Ich hatte aber bald den Bogen raus.

Fünf-Tage-Woche mit 40 Stunden

Mit der Arbeit sah es im Anfang nicht sehr rosig aus. Denn das Land hatte eine Wirtschaftskrise, als ich vor einem guten Jahr hier ankam, die auch gegenwärtig noch zu spüren ist. Zu meinem Glück bekam ich bald einen „Job“. Zwar ist es in einer Maschinenfabrik, die hauptsächlich Werkzeugmaschinen herstellt. Die Beleg-

Dort kann man für zwei Dollar ein Boot mieten. Einfach herrlich ist es, wenn man bei schönem Wetter ein Stückchen auf den See hinausrudert. Wie Toronto aus dieser Perspektive aussieht, habe ich auf einem Bild festzuhalten versucht.

Kommt ein Fremder nach Toronto und blickt auf die Dächer der Häuser, dann staunt er gewaltig. Kamine gibt es keine zu sehen, aber Tausende von Fernsehantennen. Und zwar nicht etwa nur eine auf jedem Haus, nein, gleich sechs, sieben Stück. Jeder Hausbewohner hat hier seine eigene Antenne auf dem Dach.

Das Fernsehen befindet sich nicht mehr wie in Deutschland noch halb in den Kinderschuhen, man hat hier ein so reichhaltiges Programm und so viele Sender, daß man einfach nicht weiß, welches Programm man einschalten soll. Einen Nachteil hat es wohl: Jede Minute wird das Programm für irgendeine Reklame unterbrochen. Von diesen Reklamesendungen wird das Fernsehen — wie auch alle Radiosendungen — finanziert. Dabei sind Radio und Fernsehen wie auch Eisenbahn und Transportunternehmen sämtlich privat. Die großen Selbstbedienungsläden, in denen man am Wochenende einkauft, stellen ihre Ware sogar größtenteils selbst her. An den Löhntagen haben sie bis neun Uhr abends geöffnet.

Parks mitten in der Stadt

Ich wohne genau in der Stadtmitte in einer ruhigen Seitenstraße. Mir gefällt Toronto gut. Es gibt hier viele schöne Ziele für Spaziergänge, die nach dem ganzen Alltagsstrubel ein wenig Ruhe und Erholung bieten.

Wenn ich ehrlich sein soll: Das Land hat wohl viele Schattenseiten, aber mir gefällt es trotzdem sehr gut. Wer ein wenig Mut hat und durchhält, der kann in Kanada schon zu etwas kommen.

Gerhard Dembski



Fritz Neubert während eines sommerlichen Bade-Ausflugs mit Autos von Freunden

kein Bier kein Stahl keine Arbeit

Aus Berichten einer deutschen Kanada-Zeitung

Für die fast eine halbe Million Deutscher in Kanada bilden neben dem deutschen Rundfunk und den Briefen von Freunden in der alten Heimat in Kanada erscheinende deutsche Zeitungen ein starkes Bindeglied zu Deutschland und zu ihrer Muttersprache. In Ergänzung der Beiträge, die frühere Mitarbeiter der ATH in dieser Ausgabe über ihre Erlebnisse in Kanada schreiben, bringen wir einen bunten Strauß Meldungen, die wir verschiedenen Ausgaben des „Toronto-Courier“ vom Herbst dieses Jahres entnommen haben. Gerhard Dembski schickte der Redaktion diese Zeitungen.

DER DEUTSCHE MOTORFRACHTER „Erna Witt“ (2610 BRT) löschte im Hafen von Hamilton am Ontario-See 200 Tonnen Ladung aus Neapel. Er war auf der Durchfahrt über den St. Lorenzstrom nach Chicago und Milwaukee.

8000 STAHLARBEITER des größten kanadischen Stahlwerks der „Stelco“ in Hamilton streikten mehrere Wochen. Reisebüros organisierten in dieser Zeit Urlaubsreisen durch Westeuropa, u. a. auch nach Polen und der Tschechoslowakei.

2100 BIERBRAUER in Ontario standen während derselben Zeit im Streik, um 50 Cents Lohnzulage durchzusetzen. Die Hotels in Toronto und Hamilton entließen 5000 Angestellte und mußten sich auf deutsches, englisches und amerikanisches Bier umstellen. Wer Bier trinken wollte, mußte über die nahe Grenze nach USA gehen oder versuchen, selbst Bier zu brauen. Schwarzhändler machten große Geschäfte.

AUCH IN VANCOUVER, dem bedeutendsten Hafen Kanadas an der Pazifikküste, wurde gestreikt. Hier waren es die Hafenarbeiter, die den gesamten Frachtverkehr stilllegten.

EINE WEINFLASCHE lugte aus der Tasche eines 50jährigen Mannes, den die Polizei in Hamilton schlafend auf einer Bank im Park fand. Er wurde zu fünf Tagen Gefängnis verurteilt, weil in Kanada Alkohol nur auf Lizenz bezogen werden darf. Ein 21jähriger mußte für ein gleiches Vergehen außer den Gerichtskosten 20 Dollar Strafe zahlen.

FÜR DIE JUGEND veranstaltete die Canadian Youth Hostels Association im Sommer Wanderfahrten von zwei und drei Wochen Dauer in die kanadischen Rocky Mountains. Kosten 200 Dollar. Jugendherbergen nach deutschem Vorbild stehen dort und in anderen Provinzen zur Verfügung.

16 GESCHÄFTSLEUTE aus Winnipeg kündigten die Eröffnung eines zweiten Fernsehenders an, sobald die amtliche Genehmigung vorliege. Die Kosten werden mit 1,3 Millionen Dollar angegeben.

ANLÄSSLICH EINES PROBEALARMS der Luftschuttsirenen von Toronto berichtet die Zeitung, daß ein aus Hamburg stammendes Architekten-Ehepaar, seit 1954 in Kanada, sich ein Ausweich-Bungalow „auf dem Lande“ gebaut habe. In 15 Minuten sei es mit vorbereitetem Luftschutzgepäck zur Fahrt nach Norden bereit.

FF FLEISCH- UND WURSTWAREN eigener Herstellung, Lebensmittel, deutsches Brot sowie importierte Delikatessen und Fischwaren bietet „Joosten Meat Market“ in Toronto gegenüber dem Metro-Kino, vor-



Am Lake Simcoe, einem von vielen Wochenend-Häusern umgebenen See 150 km nördlich Toronto

mals Duisburg (Rheinland), im Anzeigenteil der Zeitung an.

EINE DEUTSCHE KONDITOREI weist ihre Kunden darauf hin, daß man sich in ihr vom Einkaufen erholen und dort „alle deutschen Illustrierten und Zeitungen“ erhalten könne.

AUS REGINA, der Hauptstadt Saskatchewans, wird gemeldet, daß in dieser Provinz 3500 Bohrtürme in Betrieb seien gegenüber nur 600 im Jahre 1952.

ALS KANADAS ERSTE ESKIMO-STEWARDESS wurde die bildhübsche 23 Jahre alte Ann Witaluk von der Transair in Winnipeg für ihre Fluglinie nach Fort Churchill an der Hudson-Bai engagiert. Nur 50 Kilometer davon entfernt wurde sie geboren, wohnte dort noch in einem Eskimo-Iglu und lernte mit der Harpune Wale zu erlegen. Sie arbeitete zuletzt als Buchhalterin auf einem arktischen Versorgungsschiff.

DAS STUTTGARTER KAMMERORCHESTER (Leitung Karl Münchinger) wurde für Ende Januar 1959 zu zwei Konzerten in Toronto und London (Ontario) verpflichtet.

DAS STAHLGERÜST eines elfstöckigen Gebäudes stürzte in Toronto zusammen. Niemand wurde ernsthaft verletzt, nur vier parkende Autos zerstört. Die gleiche Bau-firma, berichtet die Zeitung, habe auch den Mitte 1958 zusammengebrochenen Hauptabschnitt einer Brücke in Vancouver erbaut. Damals wurden 16 Arbeiter getötet.

ZU TANZVERANSTALTUNGEN mit Varieté-Einlagen im „El Mocambo“—„Aircondition, gepflegte Getränke, deutsche Küche“—so heißt es in einer Anzeige, haben Damen mittwochs und freitags freien Eintritt, Jugendliche unter 21 Jahren werden jedoch nicht zugelassen.

EINE „KÖLNER KARNEVALSGESELLSCHAFT“ wurde Mitte September in Toronto gegründet. „Elfer-Rat, die Funkgarde mit ihrem Tanzmariechen, Stimmungssänger, Büttenredner und so manches andere, was zum rheinischen Karneval gehört“, wurden von Präsident Klein mit einem kräftigen „Toronto-Alaaf“ für den großen Gründungsball angekündigt.

zig Stunden gearbeitet und zwar von Montag bis Freitag. Die Arbeitsbedingungen sind fast die gleichen wie in Deutschland.

Ich bedauere sehr, noch nichts über die kanadische Stahlindustrie sagen zu können. Denn ich hatte noch keine Gelegenheit, einen Blick in das hiesige Stahlwerk zu tun. Mich würde es sehr interessieren, einmal Vergleiche anstellen zu können zwischen der ATH und der Stelco. So heißt Kanadas größtes Stahlwerk, dessen Hauptwerk hier in Hamilton ist.

Unter 20 000 Deutschen in Hamilton

Ich wohne in der Stadt Hamilton in Süd-Ontario, einer Industrie- und Hafenstadt.

Die Kanadier nennen es stolz das „Essen“ Kanadas. Ich persönlich möchte es aber mit unserem Duisburg vergleichen. Das dürfte besser zutreffen. Rauchende Fabrik-schlote prägen auch hier das Stadtbild. Allerdings hat man in weiser Voraussicht den Schwerpunkt der Hüttenindustrie an den Ufern des Ontario-Sees aufgebaut, so daß die Stadt nicht allzu sehr durch Rauchschwaden und Abgase belastigt wird.

Hamilton ist übrigens eine saubere und nette Stadt, die durch geschmackvolle Grün- und Parkanlagen verschönt wird. Mir gefällt es hier sehr gut. Das liegt wohl auch daran, daß allein hier in Hamilton ungefähr 20 000 Deutsche wohnen. Manchmal vermeint man irgendwo in Deutschland zu sein. Dieser Eindruck verstärkt sich, wenn man die deutschen Geschäfte, Café's und Filmtheater sieht.

Nicht zu vergessen ist der Germania-Club, der als einer der schönsten Vereine Kanadas gilt. Dort fühlt man sich wirklich heimisch. Es ist ein beliebter Treffpunkt aller deutschen „Hamiltoner“. Das bezieht sich besonders auf die Winterzeit.

Zum Wochenende ins Grüne

Im Sommer, der außergewöhnlich schön ist, zieht man es vor, zum „Weekend“ ins Grüne zu fahren. Fast jeder hat seinen Wagen, der hier eine Notwendigkeit ist, um die großen Entfernungen zu überbrücken. Ich habe viele Bekanntschaften anknüpfen können, durch die ich die nähere und weitere Umgebung kennenlernte. Ein besonders reizvolles Erlebnis war die Fahrt zu den Niagara-Fällen, die vom Bilde ja allen sicherlich bekannt sind. Ganz besonders schön anzusehen bei Nacht, wenn die Scheinwerfer die Fälle in den herrlichsten Farben aufleuchten lassen. Das ist dann ein unvergeßlicher Anblick.

Kanada ist reich an solchen Naturschönheiten, immer wieder kann man das feststellen. Aber in der Heimat ist es doch am schönsten.

Ich grüße besonders meine ehemaligen Kollegen in der Mechanischen Hauptwerkstatt.

Fritz Neubert

DER BUNDESINNENMINISTER AUF DER ATH

Bundesinnenminister Dr. Schröder besuchte kürzlich unsere Hütte und konnte den weiteren Ausbau unserer Anlagen kennenlernen. Unser Bild zeigt ihn in Begleitung der Vorstandsmitglieder Dr. Sohl, Dr. Cordes, Dr. Michel und Dr. Risser bei der Besichtigung des im Bau befindlichen neuen Hoch-ofens; links Direktor Winters und Betriebsratsmitglied Brankamp.



Ihre einzige Aufgabe:

Helpfen

Unsere Werksfürsorge

Das Wort hat etwas Tröstliches: Fürsorgerin — sorgen für andere aus einer liebevollen Machtfülle heraus. Das ist Aufgabe auch unserer Werksfürsorgerin. In einer Zeit, da allzuoft das Wort „Wirtschaftswunder“ gebraucht wird und Fernsehapparate wie auch Riviera-Reisen keinen Seltenheitswert mehr haben, werden in der Tat nicht allzu viele wissen, daß das Schicksal noch mancher Menschen nicht so recht zu diesem Wohlstand paßt.

Auch unter unseren Werksangehörigen sind sie zu finden, Menschen und Familien, die von Unglück und Leid getroffen werden, von deren Schicksalen ganze Aktenstöße in unserer Werksfürsorge eine unmißverständliche Sprache sprechen. Sicher treten in diesen Akten Jahre wie beispielsweise die Zeit vor der Währungsreform besonders stark hervor. Doch ihr Inhalt — ob von damals oder aus der Gegenwart — ist im Grunde genommen der gleiche. Es geht um Menschen, die unversehens, auch in den besten Zeiten, in Not geraten.

Dieser schweren Aufgabe widmet sich nun schon seit 1948 unsere Werksfürsorgerin Frau Scheiermann. In diesem Jahrzehnt wuchs diese wichtige soziale Einrichtung unserer Hütte über das hinaus, was sie vordem war. Denn die Werksfürsorge bei der ATH ist keine Einrichtung der jüngsten Notjahre. Sie ist fast so alt wie die Hütte selbst.

Während uns die Werksfürsorgerin ihre Arbeit schildert, öffnet sich die Tür und die Ehefrau eines Hüttenmannes tritt ein; sie sucht Rat und Hilfe. Ihr Schicksal — eines von vielen, das selbst in dieser Zeit Menschen unter uns ereilen kann.

Immer wieder geht es bei diesen Besuchen um Anträge auf Unterstützung der verschiedensten Art. Hier ist es ein einmaliger Mietzuschuß einer leidgeprüften Familie, deren Ernährer durch schwere Krankheit ans Bett gefesselt ist, im anderen Falle um Hilfe, wenn das Schicksal ihn plötzlich der Familie entrisen hat.

Alle diese Dinge müssen gewissenhaft bearbeitet werden; denn genaue Arbeit in allen diesen Fällen schützen diese soziale Einrichtung, deren Wert für die Hüttengemeinschaft nicht hoch genug eingeschätzt werden kann, vor Mißbrauch.

Jeden Monat werden kranke Hüttenmänner von unserer Werksfürsorgerin betreut. Kranke, sofern sie mindestens vier volle Wochen krank sind, werden von Frau Scheiermann in den Krankenhäusern besucht und mit einem Paket erfreut;

LINKS: Freude beim „Aufwiedersehen“, denn Abfuhrförderer Ernst Wohlgehaben vom Hochofenbetrieb wußte, daß er am anderen Tage

nach mehrwöchiger Krankheit das Beecker Krankenhaus verlassen werde — RECHTS: Jeden Monat werden, wie hier von Frau Scheiermann,

Frl. Schenzer und der Praktikantin Frl. Seeling, in der Werksfürsorge unserer Hütte für unsere kranken Belegschaftsmitglieder Pakete gepackt



Herzliche Worte von Mensch zu Mensch bei kranken Mitarbeitern: Frau Scheiermann und Betriebsratsmitglied Panek sprechen (oben) mit dem Einsetzer aus dem Warmbandwerk Gerhard Kampmann im Eduard-Morian-Stift. — Unten: „Es geht noch nicht so recht“, meinte der Stoffwärler Heinz Brass in der Wiesenstraße in Marxloh, der das Krankenhaus gerade verlassen hatte



sein Inhalt ist mit Liebe zusammengestellt. Ein voller runder Tag gilt diesen Besuchen; denn es geht dabei von Krankenhaus zu Krankenhaus in Hamborn, Duisburg und in den umliegenden Städten und dort selbst durch verschiedene Stationen. Zufällig anfallende Hausbesuche werden auf diesen Wegen mit erledigt.

Wenn sich viele Leute ihrem Feierabend hingeben, kehrt Frau Scheiermann von ihren strapazierenden Unternehmen im Dienste der Nächstenliebe zurück. Allen diesen Kranken wird auch zum diesjährigen Weihnachtsfest — wie schon in den Jahren zuvor — ein besonders festliches Paket überreicht.



**Das Mitglied des Aufsichtsrates unserer
ATH, Bankdirektor Friedrich Simon von der
Bank für Gemeinwirtschaft in Düsseldorf,
stellte uns diesen Beitrag zur Verfügung.**

Im ersten Teil meines Aufsatzes, der im September-Heft der Werkzeitung erschien, hatte ich am Ende von den Aktien gesprochen und gesagt, daß sie in aller Regel nicht nur eine Verzinsung bieten — wie normalerweise jede Geldanlage — sondern darüber hinaus den Aktionär als Eigentümer am Wertzuwachs des Unternehmens teilhaben lassen — ein Vorteil, den andere Wertpapiere in dieser Form nicht bieten. Aus diesem Grunde gehörte der Aktienwerb schon immer zu den reizvollsten Möglichkeiten der Geldanlage, wenngleich er natürlich auch wegen der Kursschwankungen mit gewissen Risiken behaftet ist.

Aktien behielten ihren Wert

Es tritt aber noch etwas Wichtiges hinzu: Über-schaut man die letzten 50 Jahre, so stellt man fest, daß sich die Aktie wie kein anderes Wert-papier als wertbeständig erwiesen hat. Wäh-rend nämlich nach zwei Inflationen Geld-anprüche, ganz gleich ob sie auf Sparbüchern verbucht oder in Hypothekendarlehen, Pfand-briefen, Industrie-Schuldverschreibungen oder Staatsanleihen verbrieft waren, rigoros zusam-mengestrichen wurden, sind Aktien heute im allgemeinen wertvoller als vor den beiden Kriegen. Das hängt damit zusammen, daß sich am Wert einer Beteiligung an einer Aktien-gesellschaft an sich nichts ändert, wenn der aufgedruckte Nominalwert aller Aktien einer Gesellschaft in einem bestimmten Verhältnis herun- oder heraufgesetzt wird.

Zwar war auch der Wert der Aktien unmittel-bar nach dem Krieg infolge der großen Kriegs-zerstörungen und der Demontageschäden recht gering; in dem Maße, in dem es gelang, die Produktionsstätten ohne nennenswerte Hilfe von Fremdkapital wieder aufzubauen, ist der Wert des Aktienbesitzes aber gestiegen, und zwar beträchtlich. Eine Aktie der Vereinigten Stahlwerke, zu denen ja auch die ATH gehörte, wurde an den Börsen beispielsweise nach der Währungsreform mit 20 Prozent und noch dar-unter bewertet, das heißt eine Tausendmark-Aktie kostete ungefähr 200,— DM. Heute reprä-sentieren die Aktien der VSt-Nachfolgegesell-schaften, die seinerzeit im Zuge der Entflech-tung auf eine solche Aktie zugeteilt wurden, einen Wert von rund 5000,— DM. Das ist freilich eine ganz außerordentlich hohe Wertsteigerung — auch im Vergleich zu anderen Aktien —, aber sie zeigt doch recht deutlich, welche Chancen in bezug auf Werterhaltung eine Aktie bietet.

Aktien für den kleinen Sparer

Nicht zuletzt aus diesem Grunde hat das In-vestment-Sparen in der letzten Zeit in der Bun-desrepublik einen großen Aufschwung genom-

men. Dieses Investment-Sparen will die Vor-teile der Aktie auch für den kleinen Sparer nutzbar machen, indem es ihn mit verhältnis-mäßig geringen Geldbeträgen am Wachsen und am Gewinn der Großindustrie teilhaben läßt. Natürlich kann man auch schon Aktien mit einem Nennwert von 100,— DM erwerben, aber wegen der Kursschwankungen an der Börse ist es eine riskante Sache, wenn ein Sparer sein Geld nur in Aktien einer Gesellschaft investiert. Dieses Risiko soll durch Investment auf ein Mindestmaß herabgedrückt werden. Wie ge-schieht das nun?

Banken gründen eine Investment-Gesellschaft. Diese Investment-Gesellschaft übernimmt es, Aktien der verschiedensten Unternehmen zu kaufen. Die Geldmittel, die hierfür erforderlich sind, beschafft sie sich durch den Verkauf von Anteilscheinen, sogenannter Zertifikate. Nach dem im vorigen Jahr verabschiedeten Gesetz über Kapitalanlagegesellschaften, das in sei-nem Inhalt den Schutz der Investment-Sparer — also der Käufer der Investment-Zertifikate — im Auge hat, stellen die Wertpapierbestände (bei den Investment-Gesellschaften auch Fonds genannt) ein Sondervermögen dar, das aus-schließlich für die Investment-Sparer zu ver-walten ist. Jedes Zertifikat verbrieft hieran einen Anteil. Insofern unterscheidet sich schon rein äußerlich ein Investment-Zertifikat von einer Aktie, der ja bekanntlich ein bestimmter Nennwert aufgedruckt ist.

Der Wert eines Zertifikats kann sehr leicht festgestellt werden. Es braucht nur jeweils der Wert des Investment-Fonds durch die Anzahl der gerade ausgegebenen Zertifikate geteilt zu werden, und man erhält den Wert des ein-zelnen Anteils. Die Investment-Gesellschaften ermitteln täglich den Wert ihrer Aktienbestände an Hand der Börsenkurse und prüfen des weiteren, wieviel von den sonstigen Ver-mögenswerten (Bankguthaben, fällige Dividen-denscheine usw.) auf das einzelne Zertifikat entfällt. Der Preis des Zertifikats, der natürlich nicht wie bei der Aktie in Prozent eines Nenn-wertes ausgedrückt wird — es ist ja kein Nenn-wert vorhanden — sondern in DMark, wird in den größeren Tageszeitungen regelmäßig ver-öffentlicht. Zu diesem Preis, der übrigens auch schon die im Wertpapiergeschäft üblichen Un-kosten berücksichtigt, können Investment-Zer-tifikate am Bankschalter erworben werden.

Kursschwankungen fast ohne Einfluß

Es ergibt sich aus dem bisher Gesagten, daß die bei den Aktien auftretenden Kursschwankungen in ihrer Auswirkung auf das Vermögen des einzelnen Wertpapierbesitzers vom In-vestment-Sparer weitgehend ferngehalten wer-den. Denn der Preis eines Investment-Zertifikats leitet sich vom Wert des gesamten Fondsver-mögens ab, und in diesem gleichen sich gegen-läufige Kursbewegungen einzelner Papiere aus. Das heißt nun freilich nicht, daß nicht auch der Preis eines Investment-Zertifikats Schwankun-gen unterliegen könne. Tritt an den Börsen ein allgemeiner Kursrückgang ein, so kann natür-lich auch der Investment-Fonds und das ein-zelne Zertifikat einer entsprechenden Wert-minderung nicht entgehen.

Aus diesem Grunde eignet sich das Investment-Zertifikat weniger zur kurzfristigen Anlage von Geld; denn wenn man es schon nach kurzer Zeit aus irgendwelchen Gründen wieder am Bankschalter zurückgeben muß, kann es passie-ren, daß wegen des augenblicklichen „Börsen-tiefs“ nicht mehr das zu Erlösen ist, was beim Kauf aufgewandt wurde. Es ist deswegen nicht empfehlenswert, in Investment-Zertifikaten Geld anzulegen, das schon in wenigen Mo-naten wieder benötigt wird. Dieses Geld ge-hört auf das Sparbuch.

Betrachtet man Investment aber als eine lang-fristige Sparform, so bleibt das Kursrisiko klein. Dafür ist — wenn man sich auf den län-geren Besitz eines Investment-Zertifikats ein-richtet — die echte Chance gegeben, beim späteren Verkauf des Anteils einen Gewinn zu

erzielen; denn erst auf längere Dauer gesehen kann sich die Wertsteigerung des Industrie-vermögens in höheren Zertifikatspreisen sicht-bar niederschlagen.

Die Frage der Verzinsung

In diesem Zusammenhang ist noch einiges zu der Verzinsung des Investment-Zertifikats zu sagen. Natürlich kann es sich damit nicht um eine feste Verzinsung handeln, wie wir sie vom Sparbuch her kennen. Erstens könnte man keinen Prozentsatz angeben, weil den Zerti-fikaten, wie bereits erwähnt, kein Nennwert aufgedruckt ist. Zweitens vermag die Investment-Gesellschaft deswegen keine festen Zusagen hinsichtlich der Verzinsung der Anteile zu machen, weil sich ihre Einnahmen von Dividen-den herleiten, die ja ihrerseits selbst in der Höhe von vorn herein nicht feststehen.

Am Ende der Rechenschaftsperiode muß dem-zufolge erst einmal geprüft werden, wieviel Dividenden auf Grund des Aktienbesitzes ver-einnahmt worden sind. Dieser Betrag ist dann durch die Anzahl der ausgegebenen Zertifikate dem von Aktien in mancher Weise begünstigt zu teilen; man erhält auf diese Weise den Ge-winnanteil pro Zertifikat. Für den Investment-Anteil FONDAK wurden z. B. zuletzt 6,— DM aus-geschüttet. Ein Jahr vor dem Tage der Aus-schüttung kostete ein FONDAK-Zertifikat 96,50 DM, das ergibt eine Verzinsung von 6,2 Prozent.

Der Investment-Gesellschaft steht es übrigens frei, wieviel sie ausschütten will. Sie kann bei-spielsweise die Erlöse aus der Veräußerung von Bezugsrechten, von denen ich in meinem ersten Aufsatz sprach, ebenfalls in voller Höhe an die Zertifikatsbesitzer verteilen. Dieses Vor-gehen erhöht dann natürlich beträchtlich die Ausschüttung, geht aber in gleichem Maße zu Lasten des Fondsvermögens und des Wertes des einzelnen Zertifikats. In der Praxis bemüht sich jede Gesellschaft, zwischen dem Bestre-ben, auf der einen Seite eine möglichst reiz-volle Ausschüttung zu bieten, andererseits aber eine sichtbare Wertsteigerung auszuwei-sen, um einen gesunden Mittelweg. Vergleicht man die Leistung eines Investment-Fonds mit einem anderen, so muß man deswegen jeden-falls die Preisentwicklung des Zertifikats und die Höhe der Ausschüttung in Betracht ziehen.

Ohne Gebühren und steuerbegünstigt

Abschließend wäre noch zu bemerken, daß der Besitz von Investment-Zertifikaten gegenüber dem von Aktien in mancher Weise begünstigt wird. Zum einen sind die Banken übereinge-kommen, für die ihnen zur Verwaltung anver-trauten Zertifikate keine Depotgebühren zu be-rechnen, zum anderen verzichten die Finanz-behörden auf die Kapitalertragssteuer. Letz-teres bedeutet, daß sich die Investment-Gesell-schaft die ihr beim Dividendenbezug von der jeweiligen Aktiengesellschaft einbehaltenen Ka-pitalertragssteuer in Höhe von 25 Prozent zu-rückerstatten lassen kann. Die eingesparten Steuern stehen dem Zertifikatsbesitzer also zu-sätzlich zur Verfügung.

Auch die Ausschüttung der Investment-Gesell-schaft selbst unterliegt zunächst keinem steuer-lichen Abzug. Sie ist erst beim Empfänger ein-kommensteuerpflichtig. Dabei muß man all-erdings berücksichtigen, daß lohnsteuerpflichtige Arbeitnehmer 800,— DM Nebeneinkünfte steuer-frei vereinnahmen können. Bei einer Verzinsung der Investment-Zertifikate von angenommen 6 Prozent würden also die Ausschüttungen auf Investment-Papiere im Gesamtbetrag von rund 13 000,— DM noch steuerfrei sein.

Man sieht daraus, daß das Investment-Sparen sowohl hinsichtlich seines Wesens als auch sei-ner Behandlung durch den Gesetzgeber speziell auf den kleinen Sparer zugeschnitten ist. Der bisherige Absatz an Investment-Zertifikaten, der sich in letzter Zeit immer mehr beschleunigt hat, läßt vermuten, daß man die Vorteile, die Investment bietet, in zunehmendem Maße er-kennt. Von 1950, dem Gründungsjahr der ersten deutschen Investment-Gesellschaft, bis Ende 1956 waren nur etwa 100 Millionen DM in Zer-tifikaten angelegt worden. Seitdem dürften etwa 450 Millionen DM hinzugekommen sein. Trotzdem stehen wir in Deutschland allem Anschein nach erst am Beginn. Auf den Kopf der Bevölkerung umgerechnet machen jene 550 Millionen DM nämlich erst 11,— DM aus. Demgegenüber er-rechnen sich für England 100,— DM, für die USA 350,— DM und für die Schweiz 400,— DM.

Dr. Heinz Gehm 65 Jahre

Dr. Heinz Gehm, Mitglied des Aufsichts-rates unserer Hütte und Vorsitzender des Aufsichtsrates der Deutsche Edelstahl-werke AG, Krefeld, wurde am 23. No-vember 65 Jahre alt. 1929 wurde er in den Vorstand von DEW berufen, dessen Vorsitz er übernahm. Seidem ist sein Name mit der Entwicklung dieses Unter-nehmens und der deutschen Edelstahl-industrie sowie der Legierungsindustrie, die er maßgebend beeinflusst hat, eng ver-bunden. Lange Jahre war er Leiter der Fachgruppe Edelstahl und später des Edelstahlverbandes. Die Technische Hoch-schule Aachen ernannte ihm 1953 zu ihrem Ehrenbürger.

Rechenzentrum der ATH

**Der neue Elektronenrechner
nimmt Anfang Januar
seine wichtige Arbeit auf**

In Erweiterung der Lochkartenanlage hat unsere Hütte den Einsatz eines Elektronenrechners in ihrem Rechenzentrum vorbereitet. Diese Rechenanlage, ein IBM-Magnettrommelrechner Type 650, wurde inzwischen in einem Anbau der Lochkartenabteilung aufgestellt und wird ab Januar eine Reihe wichtiger Aufgaben für Verwaltung und Betriebe übernehmen. Nachdem die Werkzeilung im Oktoberheft über das Lochkartenverfahren berichtete, soll heute der neue Elektronenrechner unserer Belegschaft vorgestellt werden. Es handelt sich hierbei um ein Gebiet, dessen Geheimnisse sich sicherlich nicht jedem Mitarbeiter leicht erschließen. Es dürfte trotzdem für alle Belegschaftsmitglieder von Interesse sein, die Bemühungen kennenzulernen, neben den Betriebsanlagen auch die Arbeit der Verwaltung zu rationalisieren und mit den modernsten Hilfsmitteln der Arbeitstechnik auszustatten. Denn letztlich dienen sie alle dem Erfolg der gemeinsamen Arbeit und damit jedem einzelnen Belegschaftsmitglied.

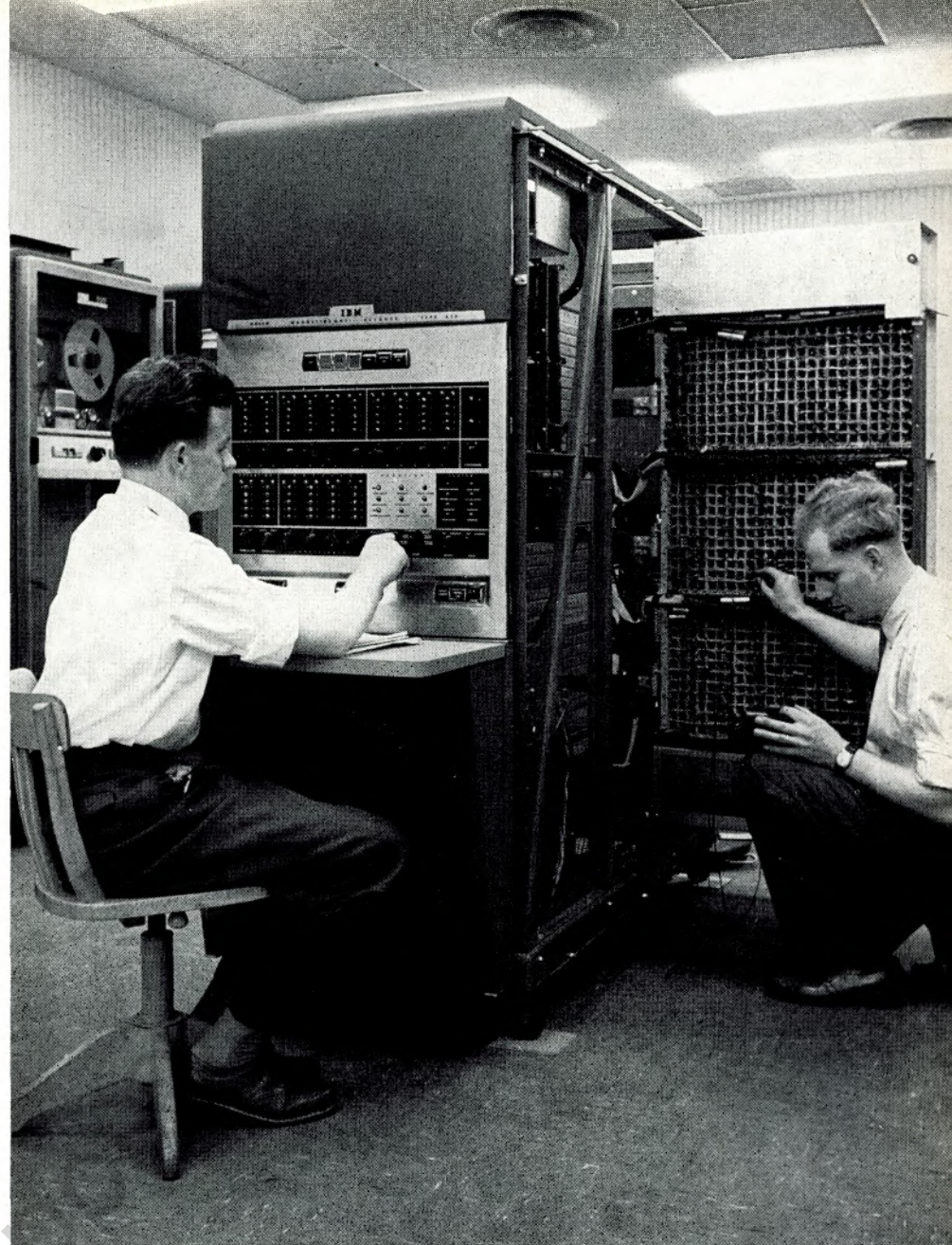
Über die Fähigkeiten elektronischer Rechenanlagen entstanden in den letzten Jahren recht unklare Vorstellungen. Bezeichnungen wie „Elektronengehirn“ oder „Denkmaschine“ erweckten den Anschein, es gäbe Maschinen, die selbständig denken und das menschliche Gehirn ersetzen könnten. Tatsächlich löst aber selbst die größte Rechenanlage keine Aufgabe selbstständig, sondern jede Arbeit, die von der Maschine ausgeführt werden soll, ist das Ergebnis langwieriger Vorarbeit. Wie der Elektronenrechner arbeitet und was er wirklich leistet, darüber soll hier berichtet werden.

Die Rechengeschwindigkeit

Elektrische Rechenmaschinen sind heute keine Besonderheit mehr. Aber bei ihnen ist nur der eigentliche Rechengang mechanisiert, während die Eingabe der Zahlen, die verarbeitet werden sollen, und die Auslösung des Rechenganges noch von Hand vorgenommen werden.

Erst durch das konventionelle Lochkartenverfahren konnte ein vollmaschineller Ablauf erzielt werden. Die Eingabe der Rechenfaktoren wird durch Lochkarten vorgenommen, und die einzelnen Rechenschritte werden nicht mehr manuell gesteuert, vielmehr läuft eine ganze Folge verschiedener Rechengänge automatisch ab.

Während aber sowohl elektrische Rechenmaschinen als auch konventionelle Loch-



Die elektronische Rechenanlage unserer Hütte im Aufbau. Die Magnettrommel-Einheit 650 wird von zwei IBM-Technikern überprüft. Im Vordergrund links erkennt man das Steuerpult mit den vielen Anzeigelampen, Schaltern und Tasten. Die rechte Seitenwand ist aufgeklappt und gestattet einen Blick in das Innere der Maschine

kartenmaschinen noch mechanisch rechnen, das heißt mit Hilfe von sogenannten Zählrädern, arbeiten Großrechenanlagen mit elektronischen Zählern. Bei mechanischem Rechnen werden Zählräder gedreht. Die Drehgeschwindigkeit —, und damit die Rechengeschwindigkeit —, kann aber nur begrenzt gesteigert werden, weil die Drehbewegung einer gewissen Trägheit unterliegt.

In Sekundenschnelle

Ganz anders liegen die Verhältnisse bei elektronischen Rechnern. An die Stelle der Zählräder treten Elektronenröhren, ähnlich den in Radiogeräten verwendeten. Zahlen werden durch elektrische Stromstöße (Impulse) dargestellt, die im elektronischen Zähler addiert, subtrahiert, multipliziert oder dividiert werden. Das Rechnen mit solchen Impulsen ist trägheitslos; dadurch kann die Rechengeschwindigkeit fast beliebig gesteigert werden.

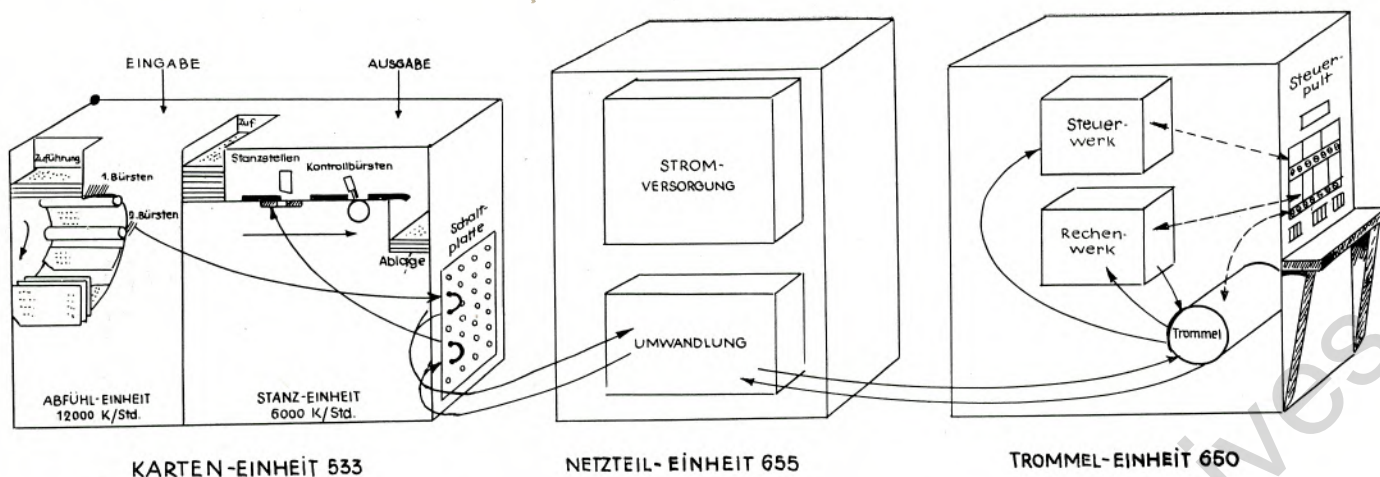
In Sekundenschnelle kann eine kaum vorstellbare Zahl von Rechenaufgaben

gelöst werden. So führt z.B. die IBM-650-Anlage mit zehnstelligen Zahlen in einer Sekunde 1300 Additionen bzw. Subtraktionen, 83 Multiplikationen oder 61 Divisionen durch. Vergleichsweise kann ein Mensch mit einiger Übung zwei zehnstellige Zahlen in fünf Minuten miteinander multiplizieren. Bei der Beurteilung dieser Rechenleistung muß noch berücksichtigt werden, daß die Maschine nicht ermüdet und sich nicht verrechnet.

Das „Gedächtnis“ der Anlage

Entsprechend der hohen Rechengeschwindigkeit besitzt der Elektronenrechner IBM-650 ein sehr schnell arbeitendes Speicherwerk, die Magnettrommel. Sie ist ungefähr 40 Zentimeter lang und hat einen Durchmesser von etwa 10 Zentimeter. Ihre Oberfläche besteht aus einem leicht magnetisierbaren Metall. Mit 12 500 Umdrehungen je Minute dreht sich die Trommel dicht unter einer Reihe von Elektromagneten.

Die Elektromagnete bewirken, daß die Ziffern, dargestellt durch elektrische Im-



UNSERE ELEKTRONEN-RECHENANLAGE IBM-650

Den schematischen Aufbau des Magnettrommelrechners IBM-650 (Standardanlage) zeigt diese Abbildung. Zur Standardanlage gehören eine Karten-Einheit 533, die Netzteil-Einheit 655 und die Trommel-Einheit 650. Die Karten-Einheit dient zur Eingabe und zum Stanzen von Lochkarten in zwei getrennt voneinander arbeitenden Einheiten, der Abfühleinheit, die 12 000 Karten je Stunde verarbeitet, und der Stanz-Einheit, die stündlich 6000 Karten stanzt.

Die Netzteil-Einheit enthält Einrichtungen zur Stromversorgung der Anlage, wie Transformatoren und Gleichrichter, und einen Umwandler, der die aus Lochkarten abgefuhrten Zeichen nach einem besonderen Schlüssel umwandelt. Die Trommel-Einheit enthält das Steuerwerk, das Rechenwerk

und die Trommel, die wir ja schon kennen; außerdem befindet sich an der Stirnseite ein Steuerpult, von dem die Maschine durch Tasten und Drehschalter gesteuert und zugleich mit Hilfe von kleinen Anzeigelampen kontrolliert werden kann. In der Abfühleinheit werden aus Lochkarten Ziffern oder Buchstaben abgefuhr, und zwar an den sogenannten zweiten Bürsten und über Schaltverbindungen zur Umwandlung in die Netzteil-einheit und von dort an die Trommel weitergegeben. Nach der Verarbeitung der eingegebenen Zahlen in der Trommel-Einheit 650 werden die Ergebnisse zurückverwandelt und gelangen über Schaltverbindungen an die Stanzstellen der Stanzeinheit, wo sie in Lochkarten gestanzt werden.

pulse, als winzige Magnetpunkte auf der Trommeloberfläche erscheinen. Umgekehrt können die Magnetpunkte auf der Trommel wieder in elektrische Impulse zurückverwandelt werden. Auf diese Weise lassen sich 20 000 Ziffern in 2000 zehnstelligen Speicherplätzen auf der Trommel speichern. (Dieser Vorgang hat übrigens Ähnlichkeit mit der Speicherung von Musik oder Sprache auf ein Magnettonband.) Die Speicherplätze sind von 0000 bis 1999 numeriert.

Die „Maschinensprache“

Die hohe Rechengeschwindigkeit und das große Speichervermögen sind die Voraussetzung dafür, daß die Maschine zur schnellen Lösung umfangreicher Aufgaben eingesetzt werden kann.

Wie erhält nun die Maschine ihre Befehle, wie erfährt sie, was mit den ein-

gegebenen Zahlen geschehen soll? Bei einer elektrischen Rechenmaschine werden Befehle durch Tastendruck gegeben, aber dieses Verfahren ist im Vergleich zur elektronischen Rechengeschwindigkeit viel zu langsam. Konventionelle Lochkartenmaschinen erlauben bereits die Durchführung umfangreicherer Aufgaben, weil man der Maschine gleich eine ganze Folge von Befehlen geben kann. Eine solche Befehlsfolge nennt man Programm. Dabei muß man unterscheiden zwischen externem und internem Programm.

Die konventionellen Lochkartenmaschinen arbeiten grundsätzlich mit einem externen Programm, das von außen durch Kabelverbindung auf einer Schalttafel der Maschine vermittelt wird. Diese Art der Befehlsvermittlung ist aber in ihrem Umfang sehr begrenzt.

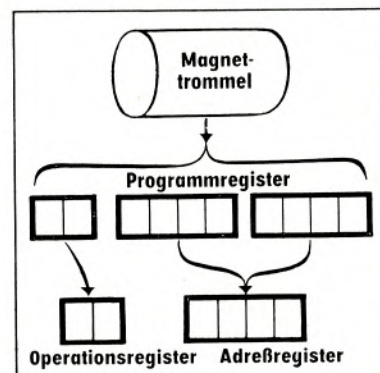
Eine der sieben Magnetband-Einheiten 727 wird unter die Lupe genommen. Rechts neben der Bänderinheit zwei Kontrollgeräte, die das Auffinden technischer Fehler erleichtern. Hinter der halbgeöffneten Glastüre der Bänderinheit sieht man oben die beiden Bandspulen und unmittelbar darunter eine Reihe kleiner Transportrollen

Der elektronische Rechenstanzer IBM 604 ist ein Bindeglied zwischen konventionellen Lochkartenmaschinen und elektronischen Großrechenanlagen. Das Programm wird noch geschaltet, aber der Rechenstanzer rechnet schon elektronisch schnell.

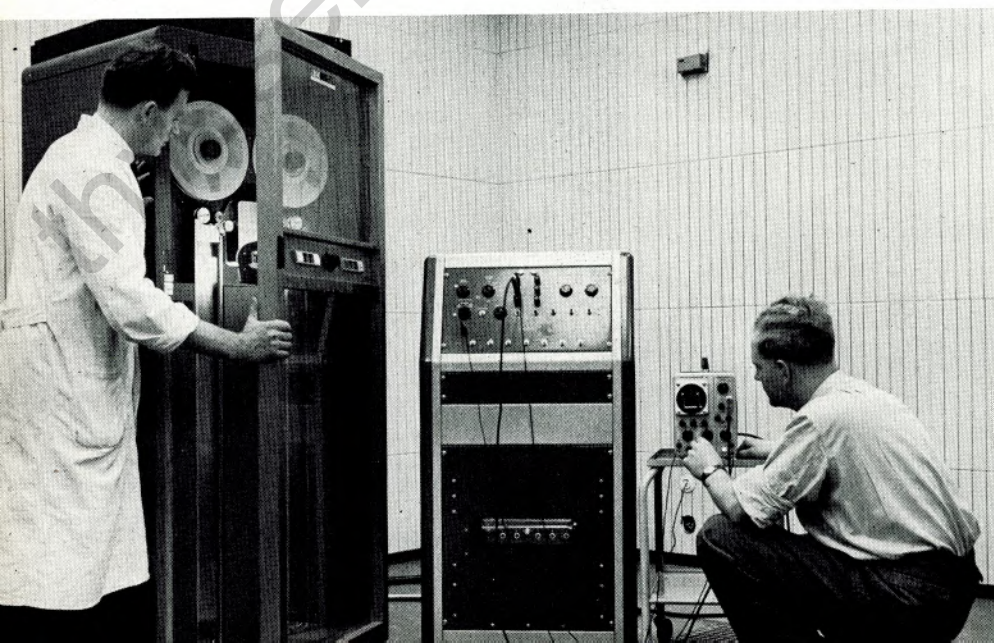
Jeder Befehl eine zehnstellige Zahl

Um die Möglichkeiten einer Großrechenanlage auszunutzen, genügt die begrenzte Anzahl von Befehlen nicht mehr, die auf einer Schalttafel geschaltet werden kann. Deshalb wurde für Elektronenrechner ein besonderes Befehlssystem entwickelt. So wird bei der IBM-650 jeder Befehl durch eine zehnstellige Zahl dargestellt. Die ersten beiden Stellen geben die Operation an, zum Beispiel Dividieren, Subtrahieren, Stoppen. Die nächsten vier Stellen, die Datenadresse, geben den Speicherplatz an, von dem ein Rechenfaktor geholt oder zu dem ein Rechengenergebnis gebracht werden soll. Die letzten vier Stellen, die Instruktionsadresse, bezeichnen den Speicherplatz, in dem die Maschine den Befehl findet, der als nächster im Programmablauf ausgeführt werden muß.

Jeder Befehl zur Lösung einer Aufgabe muß in der „Ziffernsprache“ der Maschine



dargestellt werden. Die so verschlüsselten Befehle werden in Lochkarten gelocht und als internes Programm auf die Trommel gespeichert. Nachdem das Programm ge-



speichert ist, kann die Maschine ihre Arbeit beginnen.

Die einzelnen Befehle werden nacheinander von der Trommel in das Steuerwerk übertragen. Das Steuerwerk besteht aus dem zehnstelligen Programmregister, dem zweistelligen Operationsregister und dem vierstelligen Adreßregister.

In Teilschritten

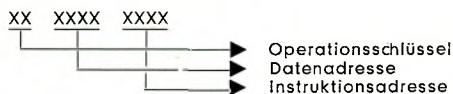
Sobald der Befehl im Programmregister steht, wird er von der Maschine in zwei Teilschritten ausgeführt:

- Aus dem Programmregister werden übertragen:

Der Operationsschlüssel in das Operationsregister und die Datenadresse in das Adreßregister.

Es folgt nun die Durchführung der Operation gemäß dem Inhalt des Operationsregisters mit dem Faktor, dessen Speicheradresse im Adreßregister angegeben ist.

- Nach Durchführung der eigentlichen Operation wird die Instruktionsadresse aus dem Programmregister ins Adreßregister übertragen, das Operationsregister bleibt leer. Aus dem Speicherplatz, dessen Adresse nun im Adreßregister steht, wird die nächste Instruktion ins Programmregister geholt und es beginnt der Ablauf eines neuen Befehles in den zwei beschriebenen Teilschritten.



Alle Befehle zeigen diesen Grundaufbau. Die Datenadresse kann allerdings verschiedene Bedeutungen haben. Sie zeigt zum Beispiel bei einer Operation „Stellenversetzen“ an, um wieviel Stellen der Inhalt des Rechenwerkes nach links oder rechts verschoben werden soll.

Die Maschine trifft eine Entscheidung...

Eine Gruppe von Operationen, die sogenannten Verzweigungsoperationen, er-



Dieser Drucker 407 gehört zur neuen Rechenanlage. Einer der beiden IBM-Techniker kontrolliert die ersten Listen, die der Drucker diese Maschine automatisch ausgeschrieben hat. Links vorne werden Lochkarten eingegeben. Der Drucker 407 kann unabhängig oder im Zusammenhang mit der Rechenanlage eingesetzt werden.

möglichen der Maschine, logische Entscheidungen zu treffen. Man kann eine solche Verzweigungsoperation gut mit einer Weiche vergleichen, die aus einem Gleis in verschiedene Richtungen führt. Bei der Ermittlung der Lohnsteuer wird beispielsweise durch Verzweigungsoperationen festgestellt, um welche Steuerklasse es sich handelt. In Abhängigkeit von der festgestellten Steuerklasse wird ein entsprechender Programmteil ausgewählt, in dem die Steuer nach der vorliegenden Steuerklasse berechnet wird.

Verzweigungsoperationen beruhen auf einer Prüfung. Je nachdem, wie das Prüfungsergebnis ausfällt, holt die Maschine den nächsten Befehl entweder aus dem Speicherplatz, auf den die Instruktionsadresse hinweist, oder aus dem Speicherplatz, dessen Adresse als Datenadresse angegeben war. Die Datenadresse hat

also bei Verzweigungsoperationen die Bedeutung einer zweiten Instruktionsadresse.

...bleibt aber abhängig vom Menschen

Die Fähigkeit der Maschine, im Ablauf eines Programmes Entscheidungen zu treffen, hat ganz besonders dazu beigetragen, daß sie vielfach als „Elektronengehirn“ oder „Denkmaschine“ bezeichnet wird. Man darf sich aber trotzdem nicht dazu verleiten lassen anzunehmen, die Maschine könne wirklich selbständig irgend etwas entscheiden, denn sie ist und bleibt bei aller Anerkennung ihrer Leistung vollkommen abhängig vom Menschen, vom Programmierer, der die Programme ausarbeitet. Ohne ihn kann der Elektronenrechner nicht einmal die einfachste Addition durchführen.

Jeder Schritt muß der Maschine genau vorgezeichnet sein. So kann sie auch nur

Gesamtansicht der elektronischen Rechen-Anlage im neu erbauten Rechenzentrum unserer Hütte: Links im Bild die Reihe der sieben Magnetband-Einheiten 727 und in der linken hinteren Ecke die Steuer-Einheit 652; die Trommel-Einheit 650 in Bildmitte und am rechten Bildrand (von vorne nach hinten) der Drucker 407, die Karteneinheit 533 und der Magnetkernspeicher 653. Die vier Mitarbeiter prüfen gerade das Material-Programm. Die empfindlichen Geräte stehen in einem Raum, der durch eine besondere Klima-Anlage unter gleicher Temperatur gehalten wird. Schallschluckende Wände dämpfen alle Maschinengeräusche



So berechnet der Elektronenrechner einen Durchschnittsakkord

Als Beispiel für die Arbeitsweise des Magnet-trommelrechners IBM 650 soll aus dem Lohnprogramm die Berechnung des Durchschnittsakkords schaubildlich dargestellt und erläutert werden.

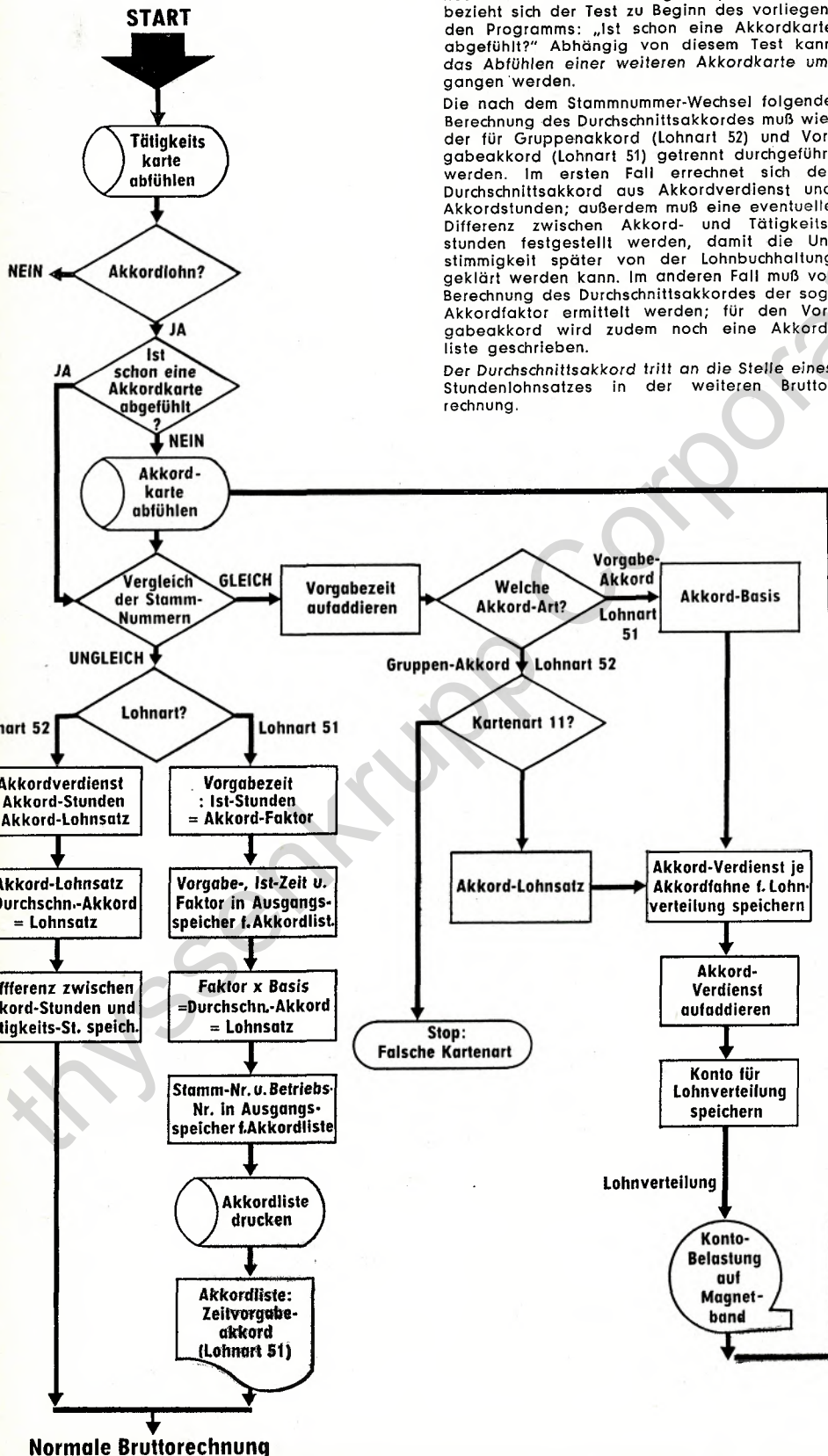
Die Angaben aus einer Tätigkeitskarte werden auf die Trommel übertragen und die Lohnart geprüft. Nur wenn die Lohnarten 51 oder 52 vorliegen, wird der folgende Ablauf einer Akkordberechnung erforderlich. Es ist dabei zunächst eine Akkordkarte abzufühlen (falls nicht schon eine abgefühlt wurde, was also vorher geprüft werden muß). Anschließend werden die Stamm-Nummer aus Tätigkeits- und Akkordkarte

verglichen. Aus allen Akkordkarten, die zu einer Stamm-Nummer gehören, werden Akkordzeit und Akkordverdienst zusammengezählt, und zwar getrennt für Vorgabe-Akkord (Lohnart 51) und Gruppen-Akkord (Lohnart 52). Der Akkordverdienst für jede Akkordkarte wird mit dem Konto, das belastet werden soll, auf ein Magnetband gespeichert. Dieses Magnetband wird später für die Lohnverteilung weiterverarbeitet.

Solange Akkordkarten zu einer Stamm-Nummer kommen, durchläuft das Programm den beschriebenen Zweig. Kommt aber eine Akkordkarte mit einer neuen Stamm-Nummer, merkt die Maschine dies beim Vergleich. An dieser Stelle ist dann bereits die Akkordkarte mit der neuen Stamm-Nummer abgefühlt, und darauf bezieht sich der Test zu Beginn des vorliegenden Programms: „Ist schon eine Akkordkarte abgefühlt?“ Abhängig von diesem Test kann das Abfühlen einer weiteren Akkordkarte umgangen werden.

Die nach dem Stammsnummer-Wechsel folgende Berechnung des Durchschnittsakkordes muß wieder für Gruppenakkord (Lohnart 52) und Vorgabeakkord (Lohnart 51) getrennt durchgeführt werden. Im ersten Fall errechnet sich der Durchschnittsakkord aus Akkordverdienst und Akkordstunden; außerdem muß eine eventuelle Differenz zwischen Akkord- und Tätigkeitsstunden festgestellt werden, damit die Unstimmigkeit später von der Lohnbuchhaltung geklärt werden kann. Im anderen Fall muß vor Berechnung des Durchschnittsakkordes der sog. Akkordfaktor ermittelt werden; für den Vorgabeakkord wird zudem noch eine Akkordliste geschrieben.

Der Durchschnittsakkord tritt an die Stelle eines Stundenlohnsatzes in der weiteren Bruttorechnung.



die Entscheidungen treffen, auf die sie durch den Programmierer vorbereitet ist. Er muß die Weiche im Programm einbauen, damit die Maschine später in der Lage ist, zwischen zwei möglichen Wegen zu wählen.

Sie rechnet

Daß die Maschine elektronisch schnell rechnet, haben wir schon gehört. Sie ist in der Lage, alle nur denkbaren Berechnungen vorzunehmen, von einer einfachen Addition (etwa $6 + 17 = 23$) oder Subtraktion bis zu schwierigen mathematischen Formeln.

Aber alle Berechnungen werden in einem sehr einfachen elektronischen Addierwerk, dem 20stelligen Akkumulator, durchgeführt. Wenn man das Rechenwerk einmal genauer unter die Lupe nimmt, entdeckt man sogar, daß die Maschine nur ein einziges einstelliges Addierwerk besitzt und der Akkumulator, der so viel wie „Sammler“ bedeutet, die Ergebnisse des einstelligen Addierwerkes aufnimmt.

Der Akkumulator ist in zwei Hälften, den rechten und linken Akkumulator mit je zehn Stellen unterteilt. Für die vier Grundrechenarten gibt es besondere Operationsschlüssel. So bedeutet zum Beispiel der Maschinenbefehl.

15 0001 0100
 Die Zahl vom Trommelspeicherplatz 0001 soll ...
 ... zu der Zahl im rechten Akkumulator hinzuzaddiert werden.
 Auf dem Trommelspeicherplatz 0100 befindet sich der nächste Maschinenbefehl.

Die Kunst des Programmierers ist es nun, schwierigere Berechnungen auf eine so einfache Form zurückzuführen, daß sie der Maschine, übersetzt in ihre „Ziffersprache“, als eine Folge von Befehlen, als Programm zur Lösung der gestellten Aufgabe, mitgeteilt werden können.

Auch hier wird wieder deutlich, wie wenig die Maschine wäre ohne den Menschen. Er, der Programmierer, muß jede Einzelheit vorwegdenken, muß sich hineinversetzen in die Arbeitsweise der Maschine, damit sie überhaupt versteht, was sie tun soll.

Viele Arbeiten in einem Ablauf

Man hört oft von der Integration Europas. Damit ist eine Zusammenfassung der europäischen Länder zu einem größeren Staatsgebilde gemeint. Etwas Ähnliches auf der Verwaltungsebene ist auch gemeint, wenn man sagt, die Elektronenmaschine führe zur Integration, zu engster Zusammenarbeit einer Vielzahl von Stellen in Betrieb und Verwaltung.

Bei dem konventionellen Lochkartenverfahren wird der Ablauf einer Arbeit immer wieder durch manuelle Tätigkeit unterbrochen. Man muß die Lochkarten, die verarbeitet werden sollen, von einer Maschine zur anderen bringen, jede Maschine führt nämlich immer nur ein Teilgebiet des Gesamtarbeitsablaufes durch. Die Speichermöglichkeit einer Elektronenrechanlage erlaubt es dagegen, ein sehr umfangreiches Programm in einem Ablauf durchzuführen. Die Maschine faßt also eine Reihe früher getrennt zu bearbeitender Abläufe zusammen. So werden zum Beispiel im Lohnprogramm gleichzeitig folgende elf Arbeiten vorgenommen:

1. Brutto- und Nettowerte errechnen und schreiben entsprechender Druckzeilen



SANKT NIKOLAUS GING IN DEN SIEDLUNGEN VON HAUS ZU HAUS

Väter und Mütter dachten vielleicht an die Tage ihrer eigenen Kindheit, als der Höhepunkt der vorweihnachtlichen Zeit erreicht war: der Nikolaus-Tag. Viele Eltern standen nun auch in diesem Jahr dabei als ihre Kinder, hier und da mit Tränen in den Augen, diesem gütigen Mann begegneten und trotz Sündenregister doch ihre bunten Tüten bekamen. Auch diesmal war es für St. Nikolaus ein weiter Weg zu den Familien unserer Mitarbeiter. Denn in der Montan-Siedlung in Walsum waren es 45 Kinder, während er in der Eickelkamp-Siedlung

hundert und in der Mietergemeinschaft Eickelkamp sogar 200 Kinder von Werksangehörigen aufzusuchen und mit seinen Gaben zu beschenken hatte.

So zog der Nikolaus in Begleitung des Knecht Ruprecht, der in einem Falle sogar vom zarten Geschlecht ausgeliehen werden mußte, von Haus zu Haus. Bei manchen Kindern machte sich die innere Spannung mit ein paar Tränen Luft. Als aber dann doch die bunte Tüte übergeben wurde, zog Freude in jedes Kinderherz.

auf dem Lohnnachweis und dem Lohnkonto.

2. Aufaddition sämtlicher Werte für den Betriebs- und Werksabschluß.
3. Aufaddition der Werte für den Jahresverdienst als Vorbereitung des Lohnsteuer-Jahresausgleichs und des Versicherungsabschlusses.
4. Ermitteln eines neuen Dreimonats-Durchschnittes zum Bewerten des Tarifurlaubs.
5. Fortschreiben der Werte für die einzelnen Versicherungsklassen zur Meldung an die Krankenkasse.
6. Geldsortenzählung.
7. Berichtigung von Stammdaten — falls erforderlich.
8. Speichern der Kontenbelastungen für die Kostenrechnung.
9. Schreiben entsprechender Zeilen des Akkordbuches und Ermitteln des Durchschnittsakkords — falls Akkordlöhner.
10. Fortschreiben des Urlaubsanspruchs.
11. Gegebenenfalls Drucken von Entlassungspapieren.

Bei der Materialabrechnung, auf einem anderen Arbeitsgebiet, werden nicht nur die Entnahmen und die Zugänge an Material und die Rechnungseingänge für die Buchhaltung bearbeitet, sondern die Maschine stellt u. a. auch fest, wann und in welcher Menge ein Material neu bestellt werden soll. Dadurch kann die Lagerhaltung günstig beeinflusst werden.

Zusammenarbeit erste Voraussetzung

Wir haben festgestellt, daß die Maschine zur Integration führt. Richtiger muß es heißen, daß die Maschine ein Anlaß sein soll, bisher getrennte Arbeitsabläufe nun

zusammenzufassen zu einem Gesamtablauf. Die Zusammenarbeit der einzelnen Abteilungen ist dabei von besonderer Bedeutung.

Wenn der Einsatz eines Elektronenrechners von Nutzen sein soll, muß auf die Besonderheiten der Maschine Rücksicht genommen werden. Es genügt nicht, die Arbeiten, die bisher auf konventionellen Lochkartenmaschinen durchgeführt wurden, auf dem Elektronenrechner vorzunehmen, sondern man muß darüber hinaus alle Möglichkeiten der Maschine aus-

nutzen. Nur so kann sie für uns wirtschaftlich arbeiten.

Hohe Rechengeschwindigkeit, umfangreiche Speichermöglichkeiten, die Fähigkeit zu logischen Entscheidungen, Erledigung umfangreicher Arbeitsabläufe und die große Sicherheit, mit der alle Arbeiten ausgeführt werden, sind einige Beispiele für die Leistungsfähigkeit der Maschine. Wir wollen uns ihrer Möglichkeiten bedienen, damit sie uns Begleiter in eine erfolgreiche Zukunft sein kann.

Dipl.-Kfm. Herbert Heupel

Inhalt einer Lochkarte auf 10 Millimeter Magnetband

Eine Reihe von Maschinen ergänzt diese Standardanlage des Magnettrommelrechners. Sie sollen durch einen kurzen Steckbrief dargestellt werden.

Der Drucker 407 hat eine Vorrichtung zur Eingabe von Karten entsprechend der Karteneingabe der Karteneinheit 533. Er verarbeitet etwa 9000 Karten je Stunde. Zur Ausgabe von Ergebnissen werden hier keine Karten gestanzt, sondern Listen oder Formulare beschrieben und zwar mit einer Geschwindigkeit von stündlich 9000 Zeilen. Die Verbindung zwischen den einzelnen Schreibstellen einerseits und den Trommelspeichern andererseits erfolgt, entsprechend der Karteneinheit 533, über eine Schalttafel. Auf einem solchen Drucker wird im Rahmen der Lohnabrechnung z. B. der Lohnstreifen geschrieben, wie bisher schon von einer ähnlichen Maschine im konventionellen Lochkartenverfahren.

Magnetbänder 732 m lang

Eine weitere Zusatzeinrichtung sind die Magnetband-Einheiten 727. Auf diesen Maschinen können Magnetbänder von 732 Meter Länge verarbeitet werden. Der Inhalt einer 80spaltigen Lochkarte nimmt auf einem solchen Magnetband nur einen Zentimeter in Anspruch.

Der Vorgang des Speicherns ist im Grund der gleiche wie auf der Trommel. Aber Band und Trommel unterscheiden sich wesentlich in ihrer Arbeitsweise. Einen beliebigen Speicherplatz der Trommel kann man zu jeder Zeit erreichen. Angaben, die auf Magnetband gespeichert sind, können dagegen nur in der Reihenfolge verarbeitet werden, wie sie gespeichert wurden, weil das 732 Meter lange Band vom Anfang bis zum Ende nacheinander an der Magnetvorrichtung vorbeiläuft, die die Angaben vom Band abliest oder Angaben zum Band bringt.

Bindeglied zwischen den Magnetbändern und der übrigen 650-Anlage ist ein Magnetkernspeicher 653. Dieser Speicher erlaubt, die Angaben aus den Magnetbändern aufzunehmen und an die Trommelleinheit 650 weiterzugeben.

Als letzte Maschine muß noch die Steuer-Einheit 652 erwähnt werden. Sie ist mit der Netzteil-Einheit 655 vergleichbar, hat aber noch ein besonderes Steuerpult mit Anzeigelampen und Schaltern, wie es sich auch in der Trommelleinheit 650 findet. Die Anlage, die auf unserer Hütte zum Einsatz kommt, besteht aus:

- 1 Trommel-Einheit 650
- 1 Netzteil-Einheit 655
- 1 Karten-Einheit 533
- 2 Drucker 407
- 7 Magnetband-Einheiten 727
- 1 Magnetkernspeicher 653 und
- 1 Steuer-Einheit 652.



Ein Erinnerungs-Schnappschuß der ATH-Verzinker aus Middletown: In der vorderen Reihe (von links) der Betriebsleiter unserer Verzinkungsanlage Dipl.-Ing. Stein, neben ihm Clifton Cassidy, ein Meister des Armco-Werkes, der unsere acht Verzinker in fachlicher Hinsicht betreute; ferner Ingenieur Detting von der Neubauabteilung unserer Hütte und R.T. Sant von der Armco International Corporation; hinter ihm Dipl.-Ing. Selige von unserer Versuchsanstalt sowie Ingenieur Carl von der ATH-Wärmestelle. Die acht Verzinker, kenntlich an den dunkleren Hemden, stehen hinter ihnen (von links): Eckardt Schulz, Horst Prill, Norbert Eigemann, Karlheinz Franke, Herbert Rust, Reinhold Scherschel, Walter Harbig und Walter Damen. Im übrigen tragen sämtliche ATH-Männer ihre Namen in großen Buchstaben auf der Vorderseite ihres Schutzhelms, jedem Mann kenntlich

Mit Expräsident Harry S. Truman fuhren sie nach USA

Acht ATH-Verzinker machten sich in Middletown
mit ihren kommenden Arbeiten vertraut

Drei Monate lang konnten in diesem Sommer acht Belegschaftsmitglieder unserer Hütte, die demnächst die Stammanschaft für unsere Verzinkungsanlage bilden, bei der Armco Steel Corporation in Middletown Erfahrungen für ihre neue Aufgabe sammeln. Unter der Führung von Betriebsleiter Dipl.-Ing. Heinz Stein wurden sie in den USA mit derselben Freundschaft aufgenommen, die auch bereits die Stammebelegschaft unseres Kaltwalzwerkes vor zwei Jahren drüben erfahren konnte. Mit ihnen weilten außerdem Dipl.-Ing. Selige von unserer Versuchsanstalt und Ingenieur Liesen vom Maschinenbetrieb II bei der Armco.

Frauen und Kinder standen in den Mittagsstunden des 15. Oktober auf dem Flugplatz in Düsseldorf-Lohausen, um ihre Männer und Väter nach ihrem langen beruflichen „Ausflug“ nach Amerika wieder zu begrüßen. Um diese Zeit befanden sie sich in der „Super Star“ der Lufthansa irgendwo zwischen Paris und dem Rhein noch in der Luft — wohlgebräunt und mit vielen technischen Erfahrungen für die Arbeit in der Verzinkungsanlage, die sie in einigen Wochen unter der Leitung von Dipl.-Ing. Stein in Be-

trieb nehmen werden. Betriebsleiter Stein selbst, schon acht Tage früher zurückgekehrt, stand mit auf dem Flugplatz, um seinen Männern als erster die Hand zu schütteln.

Drehkreuz des Luftverkehrs

Häfen und Flughäfen sind Stationen des Abschieds und des Wiedersehens. Auch Düsseldorf-Lohausen macht darin keine Ausnahme. Auch hier erlebt man den starken Pulsschlag der Welt. Fetzen vieler Sprachen dringen an das Ohr, von denen

ebensoviele fremdländische wie deutsch sind. Hastige Gepäckträger beherrschen das Bild, wenn die Flugriesen vor dem Empfangsgebäude vorgerollt sind, und gemächlich dahergehende Flugkapitäne und Stewardessen im Dreß der verschiedenen Fluggesellschaften.

Es ist jetzt 13.25 Uhr an diesem 15. Oktober, Schlußtag einer Studienfahrt, die Anfang Juli bereits begonnen hatte. Dann sieht man den silbergrauen Vogel herankommen, aufsetzen und ausrollen. Eine Treppe wird von einer kleinen Zugma-

Zwei Bilder von der Überfahrt mit dem amerikanischen Passagierdampfer „Constitution“ von Genua nach New York. — LINKS: Captain's-Dinner, am Tisch die ATH-Mitarbeiter Eigemann und Franke mit einem amerikanischen

Ehepaar — RECHTS: Bei sommerlicher Hitze und schönem Sonnenschein war das Bordbad in angenehmer Gesellschaft der beliebteste Aufenthaltsplatz des Tages





Betriebsleiter Dipl.-Ing. Stein, der bereits einige Tage vor den Männern seiner Belegschaft aus den USA nach Hamborn zurückgekehrt war, holte

seine Mitarbeiter vom Flugplatz Düsseldorf-Lohausen direkt am Flugzeug ab. Hier ein letztes Erinnerungsbild vor der „Super Star“ der Lufthansa

schine an das Flugzeug geschoben, und dann zeigen sich auf ihr auch schon unsere Hüttenmänner. Die Frauen winken ihren Männern zu, die Kinder erkennen ihren Papa — für diese selbst ist dieser Tag schon mehr als ein Sonntag.

Einige der Männer haben sich offensichtlich während der drei Monate in Amerika verändert. Eine der fünf Ehefrauen, die in Lohausen nach dieser langen Zeit ihren Mann wieder begrüßen kann, fährt ihm

Blumen für den Vati — aber erst ein herzlicher Wiedersehenskuß für Mutti



durch die amerikanische Super-Mecki-Frisur. Sie scheint ihr im übrigen sehr zu gefallen, denn eine andere Frau meint zu ihrem Mann: „Ich hätte mich noch mehr gefreut, wenn auch deine Mecki-Frisur genau so wäre.“

Mit dem Schiff von Genua

Die acht Hüttenmänner haben in Amerika viel erlebt. Der älteste von ihnen war übrigens nur 33 Jahre, der jüngste 22. Zur Belegschaft gehört nur einer seit elf Jahren, die übrigen sind durchweg weniger als fünf Jahre Mitarbeiter der ATH.

Im Gegensatz zu den Kaltwalzern führen die Verzinker mit einem Schiff nach Amerika. Auf dem amerikanischen Passagierdampfer „Constitution“ sollten sie auf der einwöchigen Reise von Genua nach New York zeigen, was sie in einem sechsmonatigen Unterricht in englischer Sprache schon gelernt hatten; denn die Passagiere des Dampfers sprachen fast ausschließlich englisch. Unter ihnen befand sich im übrigen auch der frühere Präsident der Vereinigten Staaten und Vorgänger Eisenhower, Harry S. Truman, der in Cannes an der französischen Riviera seinen diesjährigen Sommerurlaub verbracht hat.

Aber für die Hüttenleute war diese Reise nicht nur eine sprachliche Bewährung — die sie im übrigen in angenehmer Gesellschaft durchaus bestanden —, sondern sie wurden auch einer ziemlichen Probe auf Seefestigkeit unterzogen. Denn das Schiff mußte etwa zwei Tage hinter Gibraltar eine sehr grobe See durchqueren.

Selbstverständlich gab es unterwegs auch ein schönes traditionelles Bordfest.

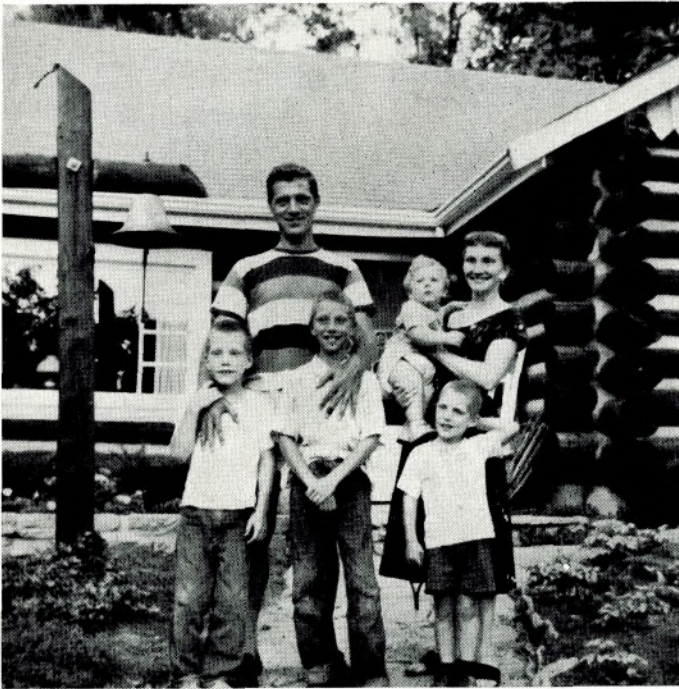
Schließlich erlebten die Männer den tätigen Vulkan in der Azoren-Gruppe, dessen Anblick für sie besonders eindrucksvoll war. Unterwegs begegnete ihnen übrigens das Schwesterschiff, das sich auf der Fahrt von New York nach Genua befand.

Bei 40 Grad Hitze

New York war die erste Station in den USA. Die Ankunft übertraf die Erwartungen aller. Eine Rundfahrt durch den Hafen

... und nun haben sie sich nach drei langen Monaten wieder: Vater und Sohn





LINKS: Auch das erlebten unsere Verzinker in Middletown. Dieser amerikanische Arbeiter wohnt mit Frau und vier Kindern in einem Blockhaus. Zum Mittagessen wird die Glocke geläutet — RECHTS: Dieses Bild war



den ATH-Männern etwas ungewohnt. Ein solides Wohnhaus, zwar aus Holz, fuhr auf zwei Tiefladern an einen neuen Standort, für die Amerikaner eine Selbstverständlichkeit, für Deutsche eine echte Überraschung

vermittelte ihnen einen Eindruck von dieser größten Stadt der neuen Welt. Einen ganzen Tag hielten sie sich hier auf. Dann ging es mit dem Flugzeug nach Washington, dessen Regierungsviertel sie durchstreiften, und von hier nach Middletown.

Angeln und Picknick

Unangenehm überfielen sie dort die für Mitteleuropäer ungewöhnlichen Temperaturen mit einer Hitze von nahezu 40 Grad Celsius, die nachts nur auf etwa 30 Grad absank. Und diese Hitze verursachte in den ersten Tagen viel Schweiß und schlaflose Nächte, an denen selbst die schönen, für sie vorbereiteten Privatufer nichts zu ändern vermochten.

An den fünf Arbeitstagen je Woche, von Montag bis Freitag, hieß es für unsere Männer, pünktlich um sieben Uhr mit ihren Kollegen von der Armco zur Fröhschicht anzutreten. Bis fünfzehn Uhr arbeiteten sie in der Bandverzinkungsanlage und konnten hier neben den technischen Erfahrungen auch typisch amerikanische Arbeitsmethoden und das Betriebsklima kennenlernen.

Zu ihren Arbeitskollegen fanden sie aber auch außerhalb des Dienstes herzliche Freundschaften, die sie als die schönsten Stunden ihres Aufenthaltes in Amerika bezeichneten. Sie erlebten hierbei die doch ganz andere Lebensweise des amerikanischen Arbeiters, wenn man sie mit

der des deutschen vergleicht. Oft nahmen die Armco-Leute die ATH-Männer in ihren Autos mit in die nähere und weitere Umgebung von Middletown. Es gab Bootsfahrten übers Wochenende; außerdem Angelsport und Picknicks, die zu den liebsten Freizeitgewohnheiten dieser Männer und ihrer Familien gehören.

Hielten die Augen offen

Der Sommer mit seiner Hitze brachte trotz aller landschaftlichen Schönheit manche Beschwerden für die ATH-Männer mit sich. Denn an ein kühles Bad zum Beispiel war in den Bädern bei 28 Grad Wassertemperatur kaum zu denken. Aber hier erstaunte sie die freiwillige Disziplin der Amerikaner. Sie erlebten zum Beispiel, daß in einem öffentlichen Schwimmbad punkt vier Uhr ein lauter Pfiff ertönte und alle Schwimmer, ob alt oder jung, das Bad räumten. Dann hörte groß und klein einen kurzen Unterricht in Lebensrettungskunde andächtig an. Auch die Bedeutung, die die Frau in den USA im öffentlichen Leben und in der Familie hat, lernten sie hier aus persönlicher Erfahrung kennen. ★

In den drei Monaten wurde drüben mancher Film verschossen und dadurch eine schöne Erinnerung für die Angehörigen mit nach Hause gebracht. An zwei Tagen trafen sich die Hüttenmänner nach ihrer Rückkehr mit ihren Frauen, um mehrere Schmalfilmstreifen und einige hundert Farbdias zu sehen, die von den Amerikafahrern mitgebracht worden waren.

Wenn auch das Berufliche, die Erfahrungen über die Verzinkungsanlage, im Vordergrund der Studienfahrt nach Amerika stand, so hat doch auch diese Ausbildungszeit von ATH-Männern neue Bande der Freundschaft und eine Brücke von Mensch zu Mensch geschlagen. gm.

Bootsvergnügen auf dem Miami River bei Middletown. Karlheinz Franke und Horst Prill haben sich ein schnittiges Außenbord-Motorboot gechartert





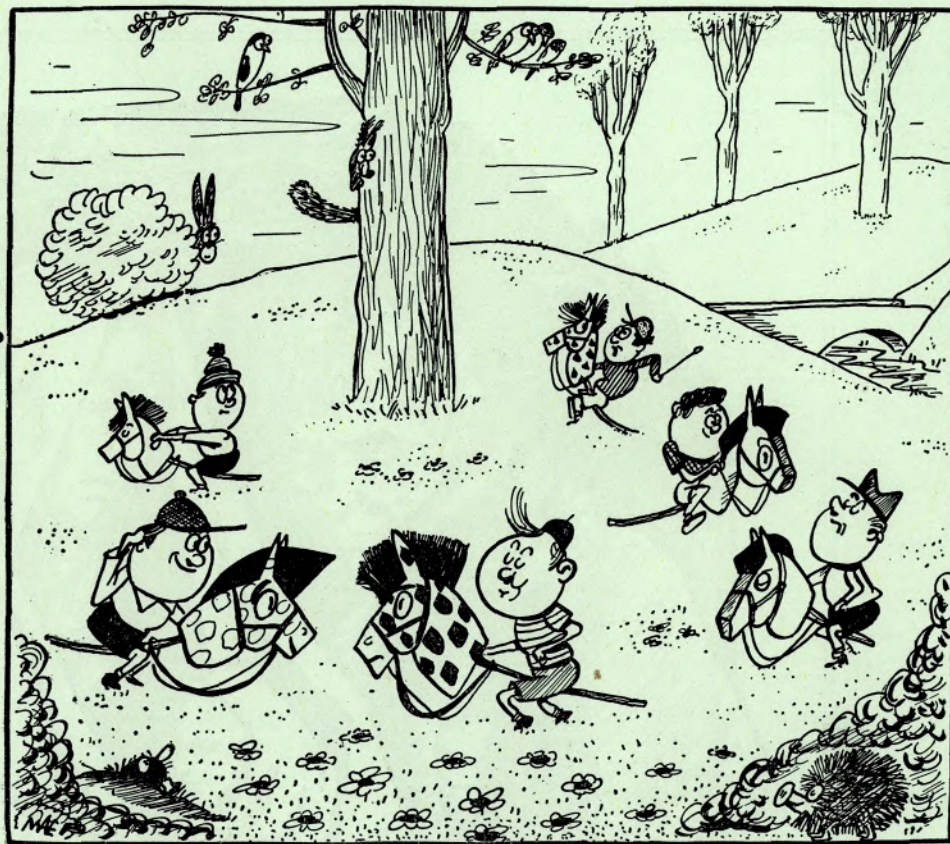
Anny Schroeder: HEILIGE FAMILIE

Weihnachten steht vor der Tür. Immer wieder erfüllt dieses Fest uns mit Hoffnung — mit Freude auch die glücklichen Eltern, wenn ihre Kinder über die Gaben jubeln, die sie unter dem Tannenbaum vorfinden. Wir sollten an diesen Tagen eine Ruhepause einlegen, die Hast unserer Arbeitstage vergessen und einen Blick zurückwerfen. Ein ganzes Jahr ist wieder vergangen. Vielleicht ist uns das Schicksal gnädig gewesen, hat Krankheit und Not oder noch schwereres Leid von uns ferngehalten. Aber wie-

vielen Menschen um uns mag es harte Schläge versetzt haben! Ihnen sollte nicht nur unser Mitgefühl gelten, sondern auch unsere tätige Liebe und Hilfe, soweit wir das vermögen — gerade jetzt zu Weihnachten, dem Fest der Liebe. Dann geben wir diesem Tag seinen vollen Sinn, wenn wir uns um den schwachen, bedürftigen Menschen neben uns kümmern und dafür sorgen, daß Licht auch in seinen dunklen Alltag fällt — Licht der Christnacht und ihrer Geheimnisse.

Steckenpferde...

Das Steckenpferd
ist tot, - es lebe
das Steckenpferd!



Das Steckenpferd ist nicht mehr aktuell, aber es ist noch derselbe Stecken oder Holzschiff, der den Buben von einst als edler Renner über Gräben und Hürden oder als feuriger Mustang über die Weiten der nordamerikanischen Prärie trug und der heute die multiplizierten PS eines Rennwagens vollgültig vertritt.

Wie lahm ist das Auto aus Blech und wie empfindlich überdies gegen die unvermeidlichen Stoß- und Schlagbeanspruchungen einer rasenden Berg- und Talfahrt, bei der scharfe Kurven zu nehmen und waghalsige Sprünge über Flußläufe und Abgründe hinweg zu leisten sind. Der mit Hilfe kindlicher Phantasie in einen Alfa Romeo verwandelte Holzschiff schafft das spielend und darauf kommt es doch an — beim Spielen!

★

Auch das Steckenpferd des Erwachsenen hat seinen Wert darin, daß es dem Spiel der Phantasie zum Durchbruch und still gehegten Sehnsüchten zur Entfaltung verhilft. Mittel dazu können sowohl ein Schachbrett wie ein Schrebergarten, ein Skizzenblock wie eine Briefmarkensammlung sein. Und was alles sonst noch?

Palmströms leicht entzündlicher Phantasie in Christian Morgensterns Gedicht genügt zum Beispiel ein Plumeau:

*Palmström haut aus seinen Federbetten
sozusagen Marmorimpressionen:
Götter, Menschen, Bestien und Dämonen.
Aus dem Stegreif laßt er in die Daunen
des Plumeaus und springt zurück zu prüfen,
leuchterschwingend, seine Schöpferlaunen.
Und im Spiel der Lichter und der Schatten
schaut er Zeuse, Ritter und Mulatten,
Tigerköpfe, Putten und Madonnen
träumt: Wenn Bildner all dies wirklich schufen,
würden sie den Ruhm des Alters retten,
würden Rom und Hellas übersonnen!*

★

Es ist eine unbewiesene und obendrein boshafte Behauptung, daß ein Schrebergarten-Zentner im Höchsthalle 30 reale Pfund wiege. Wie es auch von Neid und Mißgunst steckenpferdfremder und phantasieloser Spießer zeugt, wenn sie hämisch feststellen, daß der Kürbis, den nach verlässlicher Schätzung seines Züchters

zwei Männer gestreckten Armes kaum umspannen können, ihnen in Fußball- oder höchstensfalls Medizinballgröße erscheint.

Lassen wir sie! Was wissen sie von Freud und Leid eines Plantagenbesitzers, dem das höchst abenteuerreiche Erlebnis des Jahreszeiten-Wechsels zu einem wohlthätigen Ausgleich für die Anforderungen des Arbeitsplatzes am Hochofen, vor der Walze oder am Schreibtisch verhilft! Ganz zu schweigen von dem, was Küche und Keller dabei profitieren. Wars nicht in diesem Jahre allein ein Zentner Erdbeeren?

★

Das Briefmarkenalbum: eine Welt-, Natur- und Kunstgeschichte in Miniaturbildern, denen man behutsam mit Pinzette und Lupe zu Leibe rücken und die man zum Schutz der überaus leicht verletzlichen Zahnung hinter Cellophanstreifen bergen muß. Die Vollkommenheit einer Briefmarkensammlung als Hobby besteht in ihrer Unvollständigkeit. Denn was wäre dieses Steckenpferd ohne das aufregende Geschäft des Suchens, Entdeckens, Tauschens, ohne die reizvolle Möglichkeit, dem naiven Partner für eine unerhört seltene, hinter primitiver Schlichtheit sich tarnende „Nigeria/Fehl-druck“ das gefällige Bild einer „Monaco 1957“ anzudrehen, die so zahlreich ist, wie der Sand am Meer?



Der idealistische und kunstnahe Charakter der Philatelie erleuchtet daraus, daß der Sammlerwert dieser Miniaturbilder sich ebensoweit von dem Wert entfernt, der ihnen für ihre gottlob kurzfristige profane Berufsfunktion aufgedruckt ist — wie der heutige Preis eines Henry Rousseau von dem Lohn, den der malende französische Zollbeamte und begnadete Steckenpferdreiter aus Laval zu Lebzeiten für seine Bilder erhielt.

Für Kollegen, die sich Pinsel und Palette als Steckenpferd erwählten, sei übrigens angemerkt, daß Rousseau für seine Malereien verbürgtermaßen niemals Künstlerpostkarten als Vorlagen benutzte. Er hielt sich an die Natur und an das, was er durch ihre Vermittlung im eigenen Innern an Bildern entdeckte.

Und so malte er denn „Götter, Menschen und Dämonen“ und wunderschöne Bäume, Sträucher und Blumen. Nie aber malte er Pferde-, Fischer-, Förster- und Wildererköpfe, wie sie dem Kunstpostkarten-Nachmaler leider immer wieder zustoßen, und die dann aus gipsenem, künstlich gealtertem Barockrahmen schmunzelnd und pfeiferrauchend — letzteres mit Ausnahme der Pferde — auf Fernsehgerät und Nierentisch herabblinzeln, als machten sie sich im Hinblick auf das ihnen zudiktierte Milieu über Geschmacksfragen ihre eigenen Gedanken.

★

Mein Freund Alfred, seines Zeichens Reparaturschlosser, ist als Steckenpferdreiter ein Dirigent von unwahrscheinlichen Graden. Er ist Besitzer eines Plattenspieler und unzähliger Schallplatten.

Man muß ihn sehen, wenn er die Berliner Philharmoniker unter Furtwängler oder das Philadelphia-Sinfonieorchester unter Stokowski oder das Orchester der Mailänder Scala unter Toscanini dirigiert! Was sage ich: unter? — er dirigiert stets über Kleiber, Furtwängler oder Toscanini. Keineswegs immer und in allen Teilen entspricht die Wiedergabe zum Beispiel der „Unvollendeten“ seiner eigenwilligen Auffassung. Dann tut er seine Unzufriedenheit durch unmutiges Gurren, gequältes Stöhnen und anfeuerndes Ächzen kund, wie ich es bislang nur von Sir Thomas Beecham vernahm, als ihm einmal das Mikrophon ganz nahe ans Dirigentenpult herangerückt worden war. Im nächsten Augenblick aber schwingt die Stabführung Furtwänglers wieder in die kongeniale Intention Alfreds ein, dessen Gesicht alsdann jenes hingeebene Lauschen nach innen erkennen läßt, das uns bei Aufnahmen Furtwänglers vor dem Orchester so ausdrucksvoll vor Augen tritt.

Übrigens singt Alfred, wenn er die „Neunte“, die „Jahreszeiten“ oder „O kehrt zurück“ dirigiert, die Chöre begeistert mit, bald dem Tenor, bald dem Bariton oder Baß die Unterstützung seines wandlungsfähigen Organs zuwendend. Muß er beim Sopran helfend eingreifen, so bedient er sich der Kopfstimme.

★

Mein Steckenpferd ist bei weitem nicht so attraktiv als das Alfreds. Er nährt sich von einem Stoff, der zu jeder Zeit in unbegrenzter Menge verfügbar ist und von dem man behauptet,



daß er billig sei. Mit einem Wort: es ist ein Spiel mit Worten.

Der bekannte Umkehrsatz: „Ein Neger mit Gazelle zagte im Regen nie“ ist Wortartistik, ja Wortakrobatik. Es ist, wie wenn jemand, auf den Händen gehend, mit den Beinen winkt, mit dem rechten Fuß den Hut zieht und mit den Zehen eine Tasse zum Munde führt. Ohne erhebliche Verrenkungen ist das nicht zu schaffen. Das Schüttelreimen dagegen ist schlichte Wortjonglierkunst, ist als solche ein Spiel und hobbyfähig.

*Wir erwarten von ihm, daß es Freude bereitet,
Uns vom tierischen Ernst — dieser Räude — befreit.*

Man entscheide, ob das Folgende diesem Programm entspricht.

*Er wagte neckisch-kühne Sätzchen.
Sie spielt — damit ers sühne — Kätzchen.*

VERFEHLTE WERBUNG ★

*Drauf ward er sich voll Kummer schlüssig:
Dich, Kind, selbst nicht im Schlummer küß ich.*

KABARETT

*Dies Publikum erträgt nur leichte Sachen.
Na, dem entspricht denn auch das leichte Lachen.*

URWALD-ERFAHRUNG ★

*Man kann die Affen, die an Palmenzweigen schwingen,
durch Knüppelkanonaden nicht zum Schweigen zwingen.*

IM THEATER ★

*Im Hintergrunde sahn wir kühne Bauern
im dichten Pappgestrüpp der Bühne kauern.*

★

... MIT MORGENKAFFEE

*Die Wirtin bringt auf dem Tablett in blauer Frühe
ein Kännchen mäßig warmer, flauer Brühe.*

LEBENSKAMPF ★

*Du magst von Kopf zu Fuße dich in Leder fassen,
mußt im Getriebe dennoch manche Feder lassen.*

UDIOGENES REDIVIVUS ★

*An diesem lichten, heitern Sonnentage
wird glaubhaft selbst die Tonnensage.
Als Kleidung braucht man nur etliche Läppchen haben
und kann genugsam sich mit kleinen Häppchen laben.
Doch Herbst und Winter philosophisch gut bemeistern,
dafür kann sich nur starker Mut begeistern.*

Als schönsten Schüttelreim erkenne ich neidlos diesen an, den ich vor Jahren in einer Zeitung fand:

*Musik, wie manche Mozartsachen,
kann niemand heut mehr so zart machen.*

Und dies ist der boshafte:

*Du tanzt ja heut wie Blei, Thereschen.
Hast du am Fuß ein Eiterbläschen?*

Und hier der einfältigste:

*Was habt ihr für schmutzige Stirnen, Bengels?
Och, der Gustav schmeißt immer mit Birnenstengels!*

Aber so einfältig der Vers auch ist: tritt nicht aus ihm — wie Zeus aus Palmströms Plumeau — in die lebendige Anschauung das Bild jener goldenen Horde, die uns ob ihres unbeschränkten Übermuts die Stirn runzeln und das Herz lachen läßt?

Hans Hahn

Nicht nur für Frauen lesenswert:

Die Gelassenheit und ich

Sicher kennen Sie diese Leute, die äußerlich kühl und gefaßt wirken, während sie innerlich beinahe platzen? Nun, ich mache es gerade umgekehrt. Ich zittere äußerlich wie Espenlaub, wenn jemand dabei ist, der es sieht, während mein Inneres völlig unbewegt bleibt.

Ich habe nämlich die Erfahrung gemacht, daß die Menschen es durchaus nicht gern mögen, wenn andere „die Ruhe bewahren“. Es geht ihnen auf die Nerven. Selbst Freunde ziehen einen gemäßigten Nervenzusammenbruch kühler Selbstbeherrschung vor. Ich vermute, das Bedürfnis, Teilnahme zu bezeigen, ist so stark in ihnen, daß sie alles übelnehmen, was ihnen dieses Vergnügen verdirbt — besonders Humor.

Erzählen Sie ihnen, daß ihr Kind aus dem Bettchen gefallen ist, aber gesund und munter aussieht, und sie werden sagen: „Geh lieber zu einem Arzt. Achte auf anomales Schlafbedürfnis. Gehirnerschütterung, weißt du.“

Sagen Sie ihnen aber, daß Sie eine Gehirnerschütterung befürchten, so wird es heißen: „O nein. Das kommt ganz selten

vor. Meine Kinder sind alle Augenblicke gefallen. Hat ihnen nicht das mindeste geschadet. Beruhige dich nur."

Alles das gilt auch umgekehrt. Es wird einem nach meiner Erfahrung durchaus nicht gedankt, wenn man bei anderer Leute



Mißgeschick Ruhe bewahrt. Wenn eine Freundin Ihnen erzählt, die Vorhänge, die sie eben gekauft haben, seien zu kurz, schlagen Sie ihr ja nicht vor sie zu verlängern. „Du hast leicht reden“, wird sie erwidern, „du hast dich nicht stundenlang mit Abmessen und Aufhängen geplagt.“ Sie tun viel besser daran, mitleidvoll auszurufen: „Du armes Herz! Das kann ich dir so nachfühlen. So ein ärgerliches Versehen! Und es verdirbt das ganze Zimmer!“ „Na ja“, wird sie dann erwidern, „so schlimm ist es ja auch

wieder nicht. Ich könnte sie ja vielleicht verlängern.“ Und dann können Sie so recht lieb und herzlich sagen: „Diese Dinge sind so aufreibend. Aber trinken wir noch eine Tasse Kaffee.“ — Sehen Sie?

☆

Die Männer loben zwar immer einen „kühlen Kopf“ bei Kollegen oder Geschäftsleuten, mit denen sie zu tun haben. Aber haben Sie je einen gehört, der sich gerühmt hätte: „Meine Frau — die verliert nie den Kopf, das muß man ihr lassen. Da kann sich eins die Schlagader verletzen, gleich greift sie zu und weiß, was zu tun ist . . .“

Nicht so die Ehemänner, die ich kenne. Vielmehr heißt es da (stolz): „Also, ich will damit nicht sagen, daß die kleine Frau nicht wundervoll ist, so wie sie ist. Aber wenn sie einen Tropfen Blut sieht, fällt sie gleich in Ohnmacht. Bei so was ist sie nicht zu gebrauchen.“

☆

Kaltes Blut ist gut für Fische und Messerwerfer. Ich bin dafür, daß die anderen sich bemühen, ruhig zu bleiben, um nur ja nicht mich kleines altes Nervenbündel aufzuregen.

(Aus „Das Beste aus Reader's Digest“)

Vom Volksschüler zum Ingenieur

Der Weg zum Ingenieur ist nicht nur den jungen Menschen zugänglich, die eine höhere Schule besucht haben. Auch der Volksschüler kann dieses Ziel erreichen und zwar über den sog. zweiten Bildungsweg. Winfried Tefert (Maschinenbetrieb II Warmbandwerk) berichtet hierüber aus eigener Erfahrung.

Technisierung und Rationalisierung, Arbeit und Leistung sind die wirtschaftlich bestimmenden Größen unsere Zeit. Die gesellschaftliche Stellung der werktätigen Bevölkerung hat sich dadurch gewandelt, ihre soziale Geltung ist in den letzten Jahrzehnten gewachsen. Die Erziehung hat dieser Entwicklung Rechnung getragen, indem sie auch den aus sozial niedrigen Schichten der Bevölkerung kommenden jungen Menschen den Weg nach oben öffnet. Diesem Ziel dient der sogenannte zweite Bildungsweg. Er trägt dazu bei, vielen, die kulturelle und materielle Zukunft zu sichern. Er gibt den einzelnen eine feste bessere wirtschaftliche Grundlage und hilft auch mit zur Steigerung der Produktion.

Der zweite Bildungsweg baut auf dem achtjährigen Besuch der Volksschule auf und führt über Lehrausbildung, Besuch der berufsbegleitenden Schule, der Berufsaufbauschule bzw. des Fachschulreife-Lehrgangs zur Fachschule; bei einem Fachschulabschluß mit dem Prädikat „Gut“ öffnet er den Weg zum Hochschulstudium. Indem er so die Möglichkeit zur Hochschulreife gibt, gewinnt er seine volle Anerkennung und große Bedeutung als Bildungsweg.

Die Berufsaufbauschule ist eine Abend-schule mit je vier Stunden Unterricht an drei Abenden. Nach schwerer, achtstündiger Arbeitszeit ist die physische und psychische Belastung für jeden, der sie besucht, sehr groß. Vielen Vergnügungen muß man entsagen. Es gehört neben der Intelligenz schon eine gute Portion Willenskraft dazu, diese Abendschule durchzustehen.

Fast fünfzig Berufsaufbauschulen in Nordrhein-Westfalen, an denen in sieben Semester-Halb Jahren in den allgemeinbildenden Fächern Deutsch, Geschichte, Wirtschaftsgeographie und Englisch, den naturwissenschaftlichen Fächern Physik und Chemie sowie Mathematik, ferner in

Fachkunde und Fachzeichnen unterrichtet wird, ermöglichen vielen tüchtigen Nachwuchskräften den beruflichen Aufstieg. Den Beweis sehe ich darin, daß in Nordrhein-Westfalen mehr als ein Drittel aller Studenten der Ingenieurschulen für Maschinenbau und Elektrotechnik und mehr als zwei Drittel der Studenten an den Ingenieurschulen für Bauwesen vor der Aufnahme des Fachschulstudiums die Fachschulreife erworben haben.

Die nächsten Berufsaufbauschulen bestehen an den Berufsschulen in Hamborn und Dinslaken.

Anerkennung für gute Leistungen

Arbeitsdirektor Meyer konnte am 9. Dezember in einer kleinen vorweihnachtlichen Feier im Schifferheim 32 technisch-gewerbliche Lehrlinge nach ihrer Gehilfenprüfung in das Berufsleben entlassen und als Facharbeiter in die Werksgemeinschaft übernehmen. Der große Saal des Schifferheimes war mit Kerzen geschmückt. Weihnachtliche Musik, bei der Jo Bujok, Paul Keck und Karl Ridderbusch mitwirkten, brachte die rechte Feststimmung für diesen Abend.

Die Prüfung vor der Industrie- und Handelskammer, so sagte der Arbeitsdirektor in seiner Ansprache, habe sehr gute Leistungen gezeigt, wozu er allen gratuliere. Das Ergebnis sei gleichzeitig eine Anerkennung für die Mühen des Lehrpersonals, der Meister, der Vorarbeiter und der Lehrgesellen. Lehrlingen und Ausbildern übermittelte er hierfür den besonderen Dank des Vorstandes. Dies gelte vor allem auch für das Lehrpersonal das nach dem Kriege trotz vieler Notbehelfe mit bewundernswertem Eifer seiner großen Aufgabe nachgegangen sei. Heute sei erfreulicherweise auch hier Wandel geschaffen. An die Lehrlinge gerichtet sprach er den Wunsch aus, sie möchten sich für das Rüstzeug, das ihnen die Lehrwerkstatt für den harten Daseinskampf im Leben gegeben habe, dadurch dankbar erweisen, daß sie in den Betrieben täglich ihren Mann stünden, Kameradschaft am Arbeitsplatz hielten, die älteren Kol-

Das Endziel des zweiten Bildungsweges erreicht der einzelne aber nur dann, wenn er sich durch Leben und Schule zur Persönlichkeit bilden und beruflich ertüchtigen läßt. Es ist erfreulich, daß auch zahlreiche junge Mitarbeiter der ATH von dieser Möglichkeit Gebrauch machen und mit Unterstützung der Hütte an Lehrgängen der Berufsaufbauschule teilnehmen.

Wie hoch die Möglichkeiten der Begabtenauslese und Begabtenförderung im Rahmen des zweiten Bildungsweges eingeschätzt sind, mag auch die Tatsache beweisen, daß er im deutschen Pavillon der Brüsseler Weltausstellung in allen Phasen von der Lehre bis zur Hochschule anschaulich dargestellt wurde.

Winfried Tefert

legen achteten und von ihren Lebenserfahrungen lernten.

Betriebsleiter Kunert, der dieses Lehrjahr als letztes seiner Tätigkeit auf der Hütte verabschieden konnte — er wird im nächsten Frühjahr wegen Erreichens der Altersgrenze ausscheiden —, sprach seine Freude darüber aus, daß es möglich gewesen sei, die großen Lücken in der Schulbildung dieser jungen Menschen zu schließen und nach einer dreijährigen Lehre die Facharbeiterprüfung mit einem äußerst guten Ergebnis abzuschließen. Die Mühen, die Werk und Ausbilder aufwenden mußten, hätten sich also gut gelohnt. Zu Beginn hatte er außer Arbeitsdirektor Meyer auch den Betriebsratsvorsitzenden Hansel und den Jugendobmann Neises vom Betriebsrat herzlich begrüßt.

Der Betriebsratsvorsitzende dankte den Lehrlingen für ihre guten Leistungen im Betrieb und bei der Prüfung und richtete an die jungen Facharbeiter die Bitte, im Werk gut zusammenzuarbeiten. Der Jugendobmann wünschte allen viel Glück. Maschinenschlosser Heinz Wenzlawiak dankte namens seiner Kollegen für die gute Ausbildung, die sie jetzt im Betrieb voll für die Hütte einsetzen wollten.

Oberingenieur Diedrich nahm dann die Lossprechung der Lehrlinge vor und überreichte ihnen den Facharbeiterbrief und ein Lexikon als Geschenk des Werkes sowie den Besten eine Anerkennungsprämie.

Praktikanten aus vielen Ländern
der Erde bei uns zu Gast

... um auf der ATH zu lernen

Auch in diesem Jahr hat die August Thyssen-Hütte einer großen Anzahl von ausländischen Praktikanten die Möglichkeit gegeben, in Betrieben der ATH ihre Kenntnisse zu erweitern und zu vervollkommen. Sie kamen aus Schweden und Spanien, Tunesien und Marokko, Frankreich und England, aus der Türkei und dem Iran, aus Indonesien, China und Polen. Daneben wurde die Ausbildung einer ganzen Reihe indischer Techniker und Ingenieure fortgesetzt, die später in dem von deutschen Firmen errichteten Stahlwerk Rourkela tätig sein werden.

Während der Semesterferien konnten in diesem Sommer einige ausländische Studenten eine Praktikantenzeit bei uns absolvieren. Die Werkzeitung unterhielt sich mit einigen von ihnen, die entweder an der Bergakademie Clausthal im Harz oder an der Technischen Hochschule Aachen studieren.

Ahmed Tauer kam aus der Türkei nach Deutschland. Er hat sich hier, wie er versichert, sehr gut eingelebt und wäre auch nicht abgeneigt, vielleicht für immer in Deutschland zu bleiben. Wie die übrigen Praktikanten ist er von den Leistungen der deutschen Wirtschaft sehr beeindruckt. Wenn Ahmed Tauer auch die Hütte — er war in der Fertigstraße 1 tätig — inzwischen wieder zur Fortsetzung



Sie sind als Praktikanten auf der ATH tätig. Unser Bild zeigt (von links) Betriebsleiter Schönheit im Gespräch mit den Praktikanten Misra (Indien), Shyh Jong (China), Samad (Indonesien), Tauer (Türkei) und Jogasara (Indonesien); rechts Dreherlehrling Günther Manthey an der Drehbank

seines Studiums verlassen hat, so tröstete er sich damit, daß er noch einige Zeit in der Bundesrepublik bleibt.

Der Name Shyh Jong Wang deutet schon darauf hin, daß es sich bei dem jungen Mann um einen Ostasiaten handelt, genauer gesagt um einen Chinesen, der zur Zeit an der Technischen Hochschule in Aachen studiert und Hochöfner werden will. (Im übrigen steht der Vorname entsprechend der chinesischen Schreibweise

am Schluß, während sein Hausname Shyh Jong lautet.) Herr Shyh Jong weilt bereits mehrere Monate in Europa, die meiste Zeit verbrachte er in Spanien. Der chinesische Student hat es nicht leicht. Er muß sich ganz allein durchschlagen; denn er besitzt — auch in seiner Heimat — keine Angehörigen mehr. Man muß seinen Mut und seine Gelassenheit bewundern, mit der er sich seinen Lebensunterhalt verdient und die Mittel für sein Studium beschafft. Auf unserer Hütte konnte er seine technischen Kenntnisse, die er im Studium erwarb, erweitern und das besonders am Hochofen, wo er täglich seiner Arbeit nachging. Wie die meisten Praktikanten hat er in erstaunlich kurzer Zeit Deutsch gelernt, aber er spricht auch noch neben seiner Muttersprache Englisch und einige andere Fremdsprachen. Im Blauzeug mit Sicherheitshelm sieht er wie ein zünftiger Hochofenmann aus.

Zwei andere Praktikanten, S. Nazar Samad und Eman Jogasara, sind in dem nach dem Kriege entstandenen jungen Staat Indonesien zu Hause, in der Inselwelt, die sich von Sumatra bis Neuguinea erstreckt und für viele Europäer seit den Zeiten der großen Entdeckungsfahrten der Inbegriff tropischer Landschaft ist. Die beiden Praktikanten wollen später Stahlwerker werden und machten sich auf unserer Hütte mit den Betriebsverhältnissen in unseren beiden SM-Stahlwerken vertraut.

Fünfter Teilnehmer des Gesprächs der Werkzeitung, das zusammen mit Betriebsleiter Schönheit in der Lehrwerkstatt stattfand, war der Inder Adwaitananda Misra. Er stammt aus Kalkutta, der großen ostindischen Hafenstadt im Mündungsdelta des Ganges und Brahmaputra. Er fand in unserer Versuchsanstalt eine Stelle als Praktikant, denn er will Metallurge werden.

Vorstandsmitglieder der Siegener AG. für Eisenkonstruktion, Brückenbau und Verzinkerei (SAG) in Geisweid besichtigten kürzlich gemeinsam mit dem Geschäftsführer der Dreistern-Blech GmbH. unsere Hütte. Bekanntlich soll die Dreistern-Blech GmbH. nach Anlaufen unserer Verzinkungsanlage die verzinkten Bleche der ATH und der SAG verkaufen. Unser Bild zeigt (von links nach rechts) unter Führung von Betriebsleiter Stein die Vorstandsmitglieder der SAG Hetzer und Heilmann sowie Direktor Schmidtdammer sowie Prokurist Graf von Stauffenberg von Dreistern



Duisburg

jüngste Halbmillionenstadt

Die Stadt Duisburg hat im Herbst ihren 500 000. Einwohner begrüßen können. Sie hat sich in der Rangliste der deutschen Städte damit an die 15. Stelle gesetzt. Aus diesem Anlaß veröffentlicht die Werkzeugzeitung in dieser Ausgabe zum Jahresschluß einen Beitrag, den Oberstadtdirektor Fritz Seydaack, Aufsichtsratsmitglied der August Thyssen-Hütte AG, ihr zur Verfügung stellte.

Wenn vor hundert Jahren einer einem gewissen Hein Bente, der im Schatten der moosbewachsenen Stadtmauer an der Unterstraße in einem winkligen Häuschen sein behagliches Dasein dahinlebte, gesagt hätte, wie Duisburg im Jahre 1958 aussehen würde, er hätte nur ein mitleidiges, unwirsches „Do Spinner“ gehört.

Hein Bente und seine 18 000 Mitbürger hatten andere Sorgen. Ihrer Vaterstadt ging es einmal wieder gar nicht gut. Das böse Wort von der Krise schlich um, und manches alte Mütterchen seufzte verstoßen der guten, alten Zeit nach. Auch die Männer hatten umwölkten Stirnen. Das Vorjahr hatte herbe wirtschaftliche Verluste gebracht. Ein Unglück kommt selten allein! Ein sehr niedriger Wasserstand des Rheines war der Schifffahrt und dem Handel zum Schicksal geworden. Kurzum, das Jahr 1858 hatte sich wenig verheißungsvoll angelassen, und Duisburg hoffte auf bessere Geschäfte.

☆

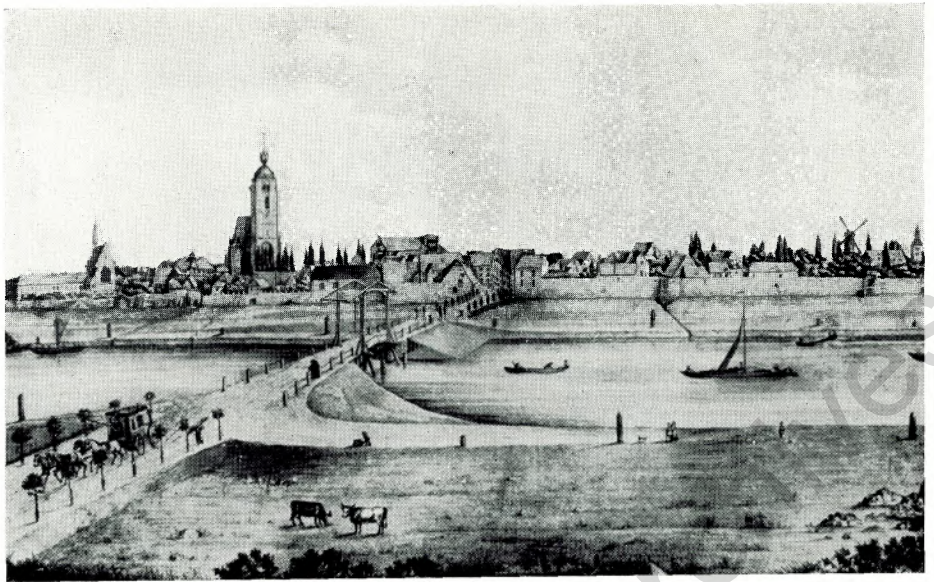
Hein Bente gehörte gewiß nicht zu den Klugschnackern, aber auch er war stolz darauf, daß die Altstadt durch den Rheinkanale wieder an den breiten Strom herangerückt worden war, und daß unten in Hochfeld drei Hochöfen ihre Feuerwerke in die Nacht versprühten.

Er und seine Mitbürger konnten nicht wissen, daß hier die Zeichen der Zukunft aufblendeten, die vor hundert Jahren für Duisburg schon begonnen hatte. Zwar wurde das Vieh noch durch die Stadttore auf die Weiden getrieben, und der Nachtwächter behütete in den dunklen Straßen die kleine Stadt. Aber unter diesen Straßen gruben 60 Bergarbeiter nach Kohle, und die Niederrheinische Hütte erzeugte 106 804 Zentner Roheisen und 9120 Zentner Kessel- und Schwarzbleche. 687 Schiffe passierten den Rheinkanale und im Ruhrkanale waren es sogar 6083 in diesem Jahr.

Gewiß, viele Bürger murrten über soviel Betriebsamkeit und mancher schimpfte auch über den Dreck, den die neumodischen Hochöfen machten und der aus der Schwefelfabrik aufstieg. Die 373 Arbeiter und ihre Familien aber wußten, daß ihre Existenz mit dem Eisen verbunden war.

☆

Die reiche Geschichte dieser Stadt, die ein Kind zweier arbeitsamer Ströme ist, schien Jahre vor diesem Zeitpunkt gestorben zu sein. Wie lange war es her, daß am Stapeltor Waren aus vieler Herren Ländern auf den Umschlag warteten, daß reiche Kaufleute aus Flandern feine



Duisburgs Stadtpanorama am Innenhafen vor hundert Jahren. Minoritenkirche und Salvatorkirche überragen die kleinen Häuser

Tuche und emsige Handwerker Kleinen aus dem Bergischen nach Duisburg brachten. Noch viel früher aber stand auf dem Burgplatz die trutzige Königspfalz der Franken, um die sich dann die ersten Häuser gruppierten, die schließlich zur Stadt wurden, zu einer bedeutungsvollen Stadt, die den stolzen Titel „Freie Reichs- und Hansestadt Duisburg“ führen durfte.

Wer dachte in jenen Tagen der aufdämmernden Gründerjahre noch an die Naturkatastrophe, die den Rhein westwärts wandern und sich ein neues Bett suchen ließ und damit Duisburg in die Geschichtslosigkeit versinken machte. Hein Bente wußte nur, daß er und sein Nachbar ordentlich in die Hand spucken und fest zupacken mußten, damit die Geschäfte wieder besser gehen würden.

☆

So handelten die alten Duisburger und so wurde diese Stadt in 100 Jahren aus einem dahinträumenden Landstädtchen, das erst zaghaft begann, die Zeichen der ersten industriellen Revolution zu erkennen und für sich nutzbar zu machen, die größte Eisenstadt Europas, seit sie sich vor dreißig Jahren mit Hamborn vereinte und damit auch die August Thyssen-Hütte, das bedeutendste Hüttenwerk Europas, gewann.

Aus 373 Arbeitern der Eisenindustrie wurden so in 100 Jahren 120 000 Beschäftigte in der Industrie. Mit 6,2 Millionen t Jahresproduktion an Stahl steht Duisburg heute eindeutig an der Spitze der deutschen Stahl-Städte; 35 Prozent allen deutschen Roheisens werden in dieser Stadt gewonnen. Aus den 60 Bergarbeitern des Jahres 1858 wurden inzwischen 20 000, die jährlich rund 4,5 Millionen t Steinkohle fördern. Der Rheinkanale ist längst zum Außenhafen geworden, und im größten europäischen Binnenhafen, vor der hochofenbewehrten 30 km langen Rheinfront, werden 300 Millionen t Güter aller Art umgeschlagen.

Diese stürmische Entwicklung mußte das Bild dieser Stadt radikal verändern. Die Industrie hatte Duisburg gesucht und gefunden. Hier war ihr idealer Standort mit allen Voraussetzungen der Verbundwirtschaft. Sie machte Duisburg zur Groß-

stadt und verlieh ihr internationalen, wirtschaftlichen Rang.

Die Industrie aber gönnte der Stadt keine Ruhe. Das sprunghafte Ansteigen der Bevölkerungszahlen, das Wachsen der Wohnzellen, ließ der planenden, ordnenden Hand nur wenig Zeit. Die politische Entwicklung in den ersten 30 Jahren des neuen Jahrhunderts würferte Stadtteile zu einer Großstadt zusammen. Auch das mußte und sollte über Nacht verkraftet werden.

So war Duisburg vor dem Kriege eine große Rhein-Ruhr-Stadt, die neben ihrer wirtschaftlichen Kraft nur wenig an städtebaulicher Ordnung und Geschlossenheit aufzeigen konnte.

Der Krieg fuhr dann mit Feuer und Eisen in diese Gemeinde, und 299 Fliegeralarme drückten Duisburg den Stempel der Zerstörung auf.

☆

Heute am Ende des Jahres 1958 haben wir wieder einigen Abstand von diesen und den darauf folgenden Jahren des mühevollen, harten Wiederaufbaues gefunden. Es zeichnet sich wieder ein Gesicht, ein neues Bild dieser Stadt ab. Die Industrie ist stärker denn je, die alten Bürger sind zurückgekehrt, viele neue hinzugekommen.

Wenn Duisburg sich heute als die jüngste Halbmillionenstadt präsentiert, dann sind zwar gewaltige Aufgaben, die ihr die Vergangenheit und die Gegenwart stellten und stellen, bereits bewältigt, doch große Ziele liegen noch vor uns.

☆

Dieser kurze Rückblick in die Vergangenheit unserer Stadt darf uns trotz allen berechtigten Stolzes in das Erreichte den Blick nicht dafür trüben, daß noch viele Aufgaben zu erfüllen sind, um allen Bürgern der jüngsten Halbmillionenstadt auskömmliche Lebens- insbesondere Wohnverhältnisse zu schaffen.

Wenn wir alle mit täglichem Bemühen an die Aufgaben herangehen, die Geltung der Halbmillionenstadt zu mehren und ihre wirkliche Bedeutung gerecht zu werden, dann muß unser Blick nach vorn gerichtet sein — in die Zukunft der Halbmillionenstadt Duisburg!

DIE WÜSTE LOCKT MIT EISEN



Erzklippen über Fort Gouraud
in der mauretanischen Sahara

Fast vier Millionen Tonnen Eisenerze und sonstige Rohstoffe werden alljährlich in den Hochöfen unserer Hütte verbraucht. Etwa 30 Prozent stammen aus dem Bundesgebiet, der Rest muß aus dem Ausland, zum Teil aus Übersee eingeführt werden. Zwar ist Schweden nach wie vor der Hauptlieferant, aber Erze kommen praktisch aus aller Welt nach Hamborn. Der kürzlich gemeldete Erwerb einer Erzkonzession in Liberia unterstreicht, daß sich unsere Hütte auch an Projekten zur Erkundung neuer Erzlagertstätten in Übersee, an ihrer Erforschung und Aufschließung beteiligt.

Seit mehreren Jahren lockt die Sahara mit Eisen. Vor allem die Vorkommen in der Umgebung des Militärpostens Fort

Gouraud in Französisch-Mauretanien — unweit der spanischen Afrika-Besitzung Rio de Oro — stehen seit einiger Zeit im Mittelpunkt des Interesses. Mindestens 75 Millionen Tonnen hochwertiger Erze sind bisher in diesem Bereich festgestellt worden. Ein Abbau dürfte jedoch angesichts der hohen Investitionskosten erst dann wirtschaftlich vertretbar sein, wenn wenigstens 100 Millionen Tonnen abbauwürdiger Erze mit einem über 63 Prozent liegenden Eisengehalt ermittelt sind. Die zur Entwicklung des Vorkommens gegründete Gesellschaft „Miferma“ — Société des Mines de Fer de Mauretanie — bemüht sich seit einigen Jahren um eine genaue Erkundung dieser Lager. An dem Aktienkapital dieser französi-

schen Eisenerz-Gesellschaft besitzen auch deutsche Hüttenwerke — unter ihnen die ATH — einen Anteil von 10 Prozent, außerdem sind neben den Franzosen (mit 47 Prozent) an ihr noch italienische, englische und spanische Stahlwerksgruppen beteiligt. Diese Gesellschaft könnte zum Modell einer gemeinsamen Erschließung ausländischer Erzvorkommen werden.

★

Was ist nun Fort Gouraud — wie sieht es in der Sahara, rd. 400 Kilometer vom Atlantik entfernt, aus? Dieser Frage ist Dr. Markus Timmler nachgegangen. Einem Artikel, den er kürzlich im „Industriekurier“ veröffentlichte, entnehmen wir folgende interessante Schilderung.

Wo die afrikanische Wüste in die Öde übergeht, der Sand in den Staub, dort bei dem imaginären Wendekreis des Krebses, liegt Fort Gouraud. Endlos die gelbe Fläche der westlichen Sahara, unter der in gleißendem Sonnenlicht dahinbrummenden Maschine. Das geblendete Auge hat mit dem Fernglas lange vergeblich versucht, durch den Glast hindurch dort unten in der gelbgrauen Eintönigkeit bleibende Spuren von Menschen zu entdecken. Vergeblich! Ein paar Hügel, einige Zelte von Nomaden, die vielleicht schon morgen abgebrochen werden — das ist alles, was von Mauretanien auszumachen ist; von diesem Gebiet, das mit seinen rund 1,1 Millionen qkm doppelt so groß ist wie Frankreich, in dem aber nur gut 600 000 Menschen leben. So heißt es; aber wer kann hier, wo die Natur des Landes und die Sitte der Einwohner aller Grenzen spotten, schon genaue Zahlen nennen?

Plötzlich beginnt die Maschine, die uns in einem ziemlich anstrengenden Flug von Dakar hierher gebracht hat, zu fallen. Ein unter uns liegender Sandberg scheint zu wachsen und seine Zusammensetzung in gleichem Maße zu ändern, wie die Maschine sich dem Boden nähert. Dabei wird der Berg immer dunkler, bis ich beim Umkreisen ein schwarz-graues, wuchtiges Massiv ausmache. Dann setzt die Maschine auf und hüllt mit ihren dahinrasenden Rädern die ganze Gegend in eine einzige große Staubwolke. Vor uns steht Monsieur Amadou Diadie Samba. Er ist der Minister für Öffentliche Arbeiten und Transport Französisch-Mauretaniens und gegenwärtig auch mit der Führung des Ministeriums für Handel, Industrie und Bergbau beauftragt. Zunächst bin ich etwas verwirrt. Wir Europäer sind gewöhnt, mit solchen Titeln auch entsprechend konkrete und weite Aufgabengebiete zu verbinden, die sich im einzelnen



durch Straßen, Autos, Läden und dergleichen auf den ersten Blick kundtun.

Keine Spur davon: Wir sind im Nichts gelandet. Ein paar Benzinfässer, die den Flugplatz abgrenzen sollen, und die bei vierzig Grad trockener Hitze mit etwa siebzig Stundenkilometern dahinziehenden Staubwolken bekräftigen nur den Eindruck, daß hier alles aus der Unendlichkeit zu kommen und in das Zeitlose zu gehen scheint.

Das Aussehen des Ministers erhöht das Staunen des unvoreingenommenen Gastes. Schneeweiße Lederpantoffeln, schwarze, wollene Strümpfe, die weit flatternde, etwas „dunkelweiße“ Dschellabiah, um den Kopf einen blauen Turban geschlungen über einem Gesicht, dessen Züge ein dichter Bart verhüllt, und dessen zusammengekniffene Augen auch nicht erkennen lassen, jedenfalls nicht den Europäer, was im Hirn und Herzen dieses Menschen vor sich geht.

Der militärische Stützpunkt des Wüstenforts Gouraud ist auf vielen Afrika-Karten überhaupt nicht verzeichnet. Nach diesem „Posten“ in der Wüste führt keine Eisenbahn. In den Plänen der internationalen Luftverkehrsgesellschaften ist er nicht zu finden, das lokale Flugnetz hat dieses Fort erst seit einigen Monaten in seine Maschen einbezogen. Dennoch nimmt dieser Name in den forschenden Hirnen einer handvoll von Pioniergeist erfüllten Ingenieure und in den planenden Kalkulationen einiger kühner Unternehmer einen ständig wachsenden Raum ein.

Gebirge aus Eisenerz

Zunehmende Verwunderung und sich überstürzende, aber zurückgehaltene Fragen werden von dem mittelgroßen französischen Chef-Ingenieur befriedigt. In einer kleinen Baracke, vor einer Karte, erklärt Monsieur Pinsard, warum er mit zehn weiteren Europäern, darunter einer Frau, inmitten von Sand und Sonnenbrand, umgeben von siebzig Mauretaniern, nun schon zwei Jahre hier aushalte. Mit verhaltener Gelassenheit,

Berge aus Eisen — so liegt der noch ungehobene Schatz Mauretaniens mitten in der Sahara. Bis zu 500 Meter erheben sich diese Erzklippen aus der Wüste. Erst seit knapp dreißig Jahren kennt man sie überhaupt



als wäre seine Arbeit in dieser weltverlorenen, wenn auch erhabenen Monotonie das Selbstverständlichste von der Welt, erzählt er von dem Eisenschatz, den er hier für sein Unternehmen und für Europa heben will.

Der Berg, um den wir eben geflogen waren, gehört zum Kédhia-d'Idjil Massiv. Er ragt 300 bis 500 Meter über die Wüstenebene heraus, erstreckt sich von Osten nach Westen 25 Kilometer und von Norden nach Süden zehn Kilometer weit. Dieser Berg bestehe aus Eisenerz von mehr als 63 Prozent Eisenerzgehalt im Durchschnitt, sagt Monsieur Pinsard. Schon im Jahre 1931 hätte man das wertvolle Vorkommen gefunden. Aber dem Hinweis der Soldaten sei damals keine Beachtung geschenkt worden.

Deutsche mit 10 Prozent beteiligt

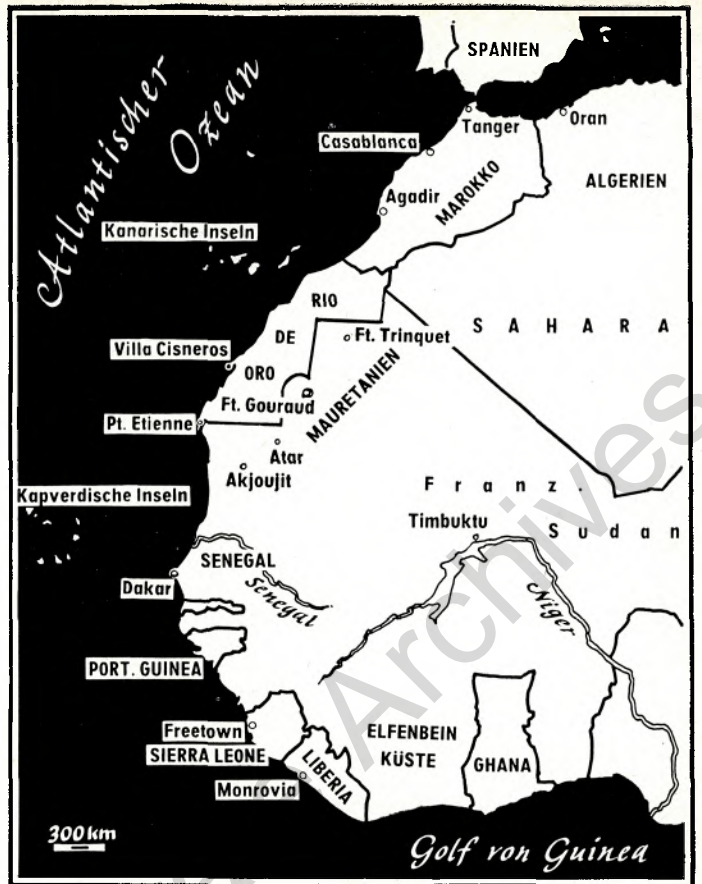
Erst Ende 1950 seien die Arbeiten aufgenommen worden. Am 16. Februar 1952 habe man die „Société des Mines de Fer de Mauritanie“ (Miferma) gegründet. An ihrem Kapital seien französische Gruppen mit insgesamt 47 Prozent beteiligt, britische mit 20 Prozent, italienische mit 15 Prozent, deutsche zu 10 Prozent und spanische zu 8 Prozent.

Von dem sich über 250 qkm erstreckenden Massiv habe man erst fünf Prozent systematisch untersucht. Aber allein in diesem Teil befänden sich, wie er versichert, über 100 Millionen Tonnen Erz während bekanntlich bisher 75 Millionen Tonnen Erze mit über 63 Prozent Eisengehalt festgestellt sind. Das zum großen Teil hochwertige Material habe den Vorzug, wenig Schwefel und Phosphor zu enthalten; es eigne sich also vorzüglich zum Verhütten.

Als wir aus der Baracke treten, stehen vor der Tür zwei wild aussehende Mauretanier mit aufgepflanzten Gewehren; an den bloßen Füßen lederartige Hornhaut, eine Gebetskette um den Hals, ein Amulett aus Perlen neben der Patronentasche und einen blitzenden Dolch im Gürtel. „Machen diese Burschen auch Ernst?“ frage ich den fröhlich dreinblickenden Festungskommandanten, während wir an einigen dicken Lehmwällen vorübergehen.

„Wen meinen Sie, die oder die?“ Dabei weist er auf die mauretanischen Würdenträger, die bei den technischen Ausführungen mit stoischer Ruhe dagebessessen hatten. „Und ob die Ernst machen. Ihre politischen Forderungen werden immer hartnäckiger.“ — „Und die?“ — „Ja, in letzter Zeit haben uns nachts Algerier besucht. Bis jetzt haben wir sie mühelos nach Hause schicken können.“

Einer aus der Handvoll mauretanischer Krieger reicht mir meinen Block, den ich verloren hatte. Beim „Merci“ tue ich einen langen Blick in dies von Wind, Sonne, Sand und Ahnen



geprägte Gesicht. Hier der stille, federnde Gelehrte, dort der Grimm und Skepsis verbreitende Krieger. Zwei Welten, zwei Gegensätze! Wo sind die menschlichen Brücken, wo wirtschaftlich die gemeinsamen Interessen?

Aber zu solchen Überlegungen bleibt keine Zeit. Monsieur Pinsard sitzt bereits im vierradgetriebenen Geländewagen. Er drückt auf den Gashebel. Man merkt dem klugen Franzosen die ungeduldige Freude an, seltene Gäste durch sein Reich zu führen und für dies Werk bei den Deutschen zu werben. Hier gibt es keine Verkehrsregeln, keine Geschwindigkeitsbegrenzung, jedem steht es frei, sich den Hals zu brechen.

Dafür gibt es auch keine Straßen. Die eine Hand, über dem Kopf, schützt den Schädel, die andere fest um einen Griff geklammert, sichert das Verbleiben auf dem Sitz. Ohne Weg und

LINKS: Zwei Würdenträger der mauretanischen Stämme im Gebiet von Fort Gouraud. Sie wohnen meist in Zelten, führen ihre Herden

von Wasserstelle zu Wasserstelle und kennen noch das Kamel als schnellstes Verkehrsmittel — RECHTS: Bergassessor a. D. Dr. Kaup, Vor-

standsvorsitzer der Barbara Erzbergbau AG, einer Beteiligungsgesellschaft der Thyssen-hütte, im Gespräch mit einem Stammesfürsten





Bewaffnete, grimmig dreinschauende mauretanische Krieger wachen Tag und Nacht in Fort Gouraud über das Leben der Europäer, die hier Schürfarbeiten in der Wüsteneinsamkeit durchführen. Im Hintergrund das Lager Fort Gouraud. Ein in weiten Spitzkehren ausholender Weg führt am Steilhang entlang auf die Berghöhe mit ihren bizarr geformten Eisenerzklippen

Steg, in tollen Kehren, ein Rad immer über dem Abgrund, geht es das eiserne Berg-Ungetüm aus grauer Vorzeit hinan, das eine Laune des Schöpfers hier in diese abgeschlossene Endlosigkeit geworfen hat.

Vom Plateau aus sind die elenden Lehmhütten, die mageren Ziegen, Esel und Kamele, die hier, weiß Gott wovon, leben, nicht mehr zu erkennen. Die schattenlose Sonne hat sie fast verschwinden lassen in einer Weite, die alles schluckt und zum Gefängnis wird.



das genügt für den Anfang. Natürlich muß alles zunächst von Europäern gemacht werden. Die Einheimischen können nur Handlangerdienste tun, bis wir sie für gewisse Aufgaben angelernt haben. Wenn alles fertig sein wird, Abbau-Anlagen, Eisenbahn und Hafen — so etwa 1962, hoffen wir — glauben wir mit zusammen 260 Europäern und etwa 1000 Eingeborenen auszukommen."

Unterdessen ist ein Staubwölkchen, das ganz fern am Horizont aufgetaucht war, als wir auf dem Plateau ankamen, zu einer

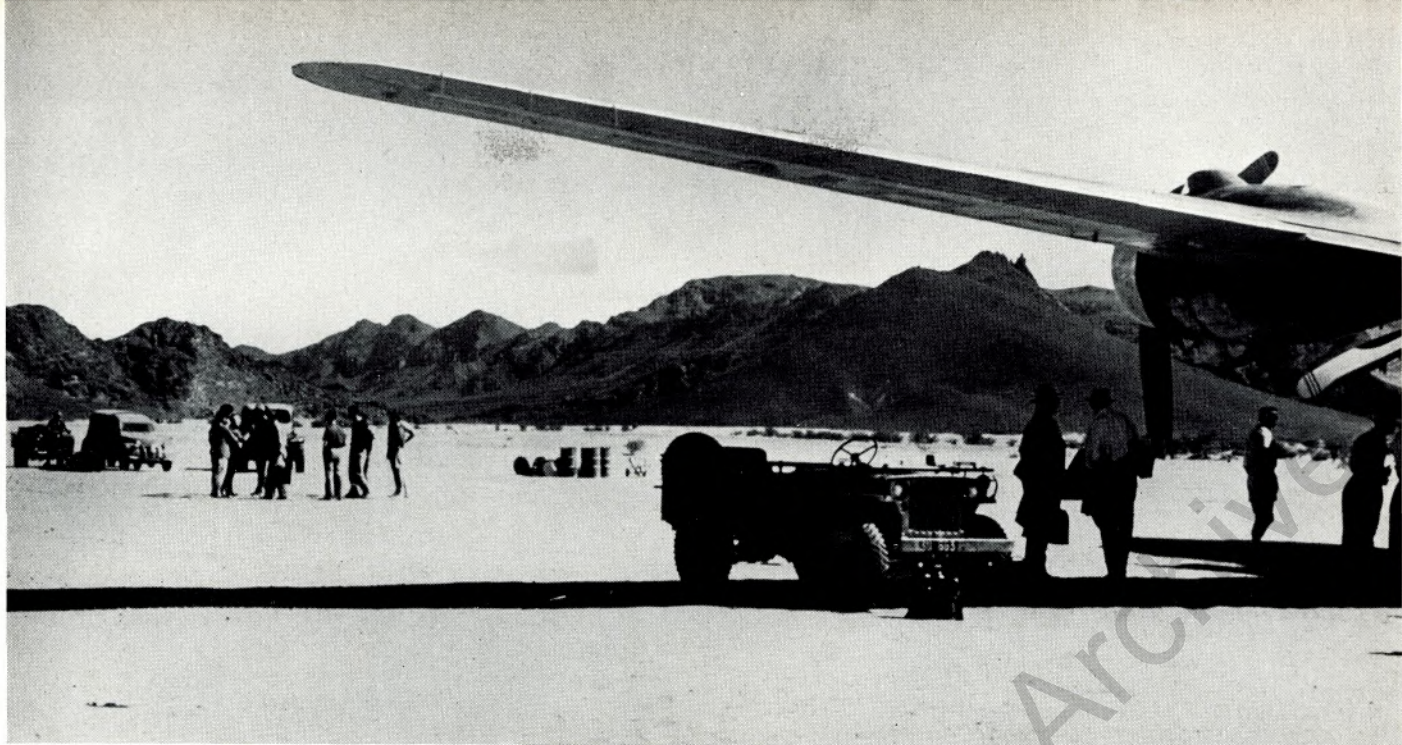
Die Militärstation Fort Gouraud ist ein kleiner Wüstenstützpunkt in der westlichen Sahara. Der Wegweiser zeigt die Einsamkeit der hier unter einigen hundert Nomaden lebenden Besatzung. Die Oase Atar im Süden liegt 305 km entfernt, nach Dakar führt eine 1380 km lange, für Lastwagen befahrbare Piste. Im Norden ist Fort Trinquet, 400 km entfernt, nächste Station, bis Casablanca in Marokko sind es 2120 km. — LINKS: Ein Araber mit zwei Frauen und seinem Sohn. Der Jeep (im Hintergrund) ist die einzige Form des Autos, mit der man sich hier einigermaßen sicher fortbewegen kann (Aufn.: Thienhaus [10], Timmler [1])



Als habe Monsier Pinsard meine Gedanken erraten, sagt er: „Das eigentliche Problem ist natürlich der Abtransport des Erzes aus dieser Verlassenheit. Es geht nur mit einer Eisenbahn“.

Drei Möglichkeiten bestehen hierfür: eine 380 km lange Linie nach Villa Cisneros in Rio de Oro und die Benutzung dieses spanischen Hafens. Sodann der Bau einer Verbindung von Fort Gouraud nach Port Etienne (550 km) über spanisches Gebiet, und schließlich der Bau einer Linie von 625 km nur über mauretanischem Boden zum Hafen von Port Etienne. Nachdem die Spanier sich an der „Miferma“ beteiligt haben, wird die Bahn wahrscheinlich über das spanische Gebiet von Rio de Oro nach Port Etienne geführt. Es wird übrigens eigens ein Hafen zum Verladen des Erzes zehn Kilometer südlich von Port Etienne in der Bucht von Lévrier errichtet werden müssen.

„Woher bekommen Sie Spaten, Nägel, Wasser, Häuser, ganz zu schweigen von den schweren Maschinen für den Abbau und von der Energie, um diese zu betreiben?“ frage ich. — „Das muß alles herangeschafft werden — vor allem mit dem Flugzeug“, erwiderte der Ingenieur ohne das geringste Zögern. „Übrigens“, fährt er fort, „Wasser haben wir vor wenigen Wochen dreißig Kilometer von hier bei Tazadit in zwanzig Metern Tiefe gefunden. Nun können wir eine kleine Siedlung errichten; für 600 Familien etwa —



Fort Gouraud besitzt einen Flugplatz, der diese Sahara-Station einmal wöchentlich in einem Flug von fünf bis sechs Stunden mit

der Außenwelt verbindet. In Dakar hat diese Fluglinie Anschluß an das internationale Flugnetz. Mit dem Flugzeug müssen außer dem

Benzin für den Flugplatz und die Autos auch alle Lebensmittel für die Besatzung und die hier tätigen Ingenieure herangebracht werden

gigantischen, über die Weite geschwungenen Staubfahne geworden. „Die kommen von Norden: eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs Wagen.“ Zum ersten Mal scheint so etwas wie Sehnsucht in der Stimme meines Gastgebers zu schwingen. Doch ich habe mich wohl getäuscht, denn schon fährt er fort: „Auf so einer Fahrt eine Panne — das kann an den Kragen gehen. Wenn man da nicht abgeschleppt wird, schlägt die Wüste zu.“

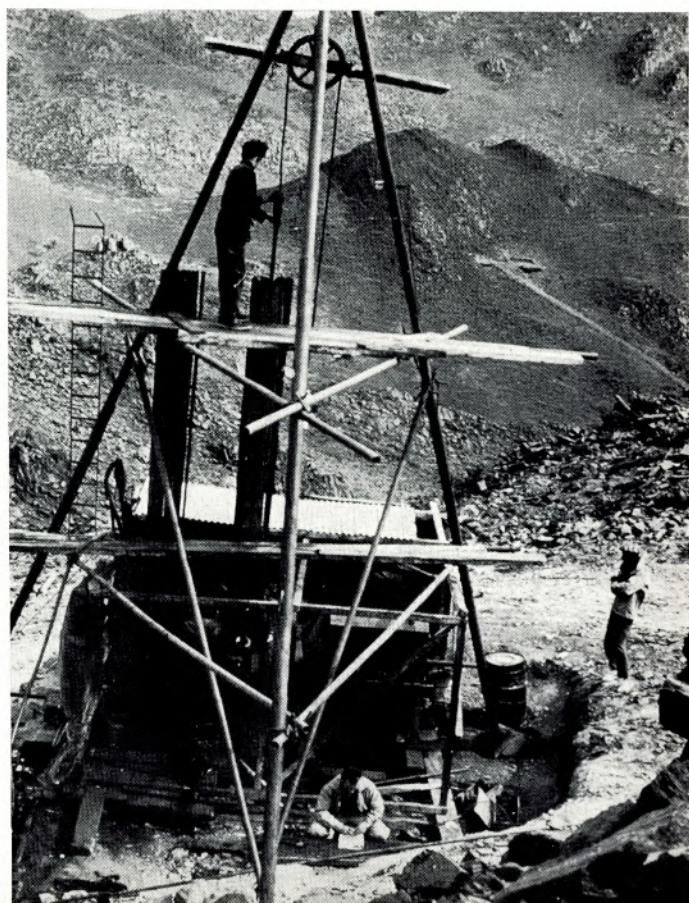
Wiederum unterdrücke ich meine Bedenken. Ja, diese Straße kommt von Norden. Im marokkanischen Agadir nimmt sie ihren Ausgang, in jenem Lande, dessen Herrscher in der letzten Zeit in zunehmendem Maße Ansprüche auf Mauretanien und weite Teile der Sahara angemeldet hat.

Man sagt, ein Chinese, der ins Ausland gehe, lege zwischen seine Schuhsohlen eine dünne Schicht Erde, damit er immer auf Heimatboden stehe. Die Franzosen nehmen, wohin sie

gehen, ihre Küche, ihr Savoir Vivre, ihren Charme mit. Ein fröhlicher Umrunk und ein Mahl aus Pariser Leckerbissen vereinigt Franzosen, Mauretanier und Deutsche. Wüstenstaub und Öde sind bald vergessen und in den munteren Gesprächen wird unter anderem zum ersten Mal offenbar, wie sehr auch die Mauretanier an einer „eisenhaltigen“ Zukunft ihres Landes interessiert sind.

Das Flugzeug zieht zum Abschied eine Schleife über das Fort. Magere Ziegen, Lehmwälle, kriegerische Gestalten, vertrocknete Tamarisken-Stauden, winkende Hände, Baracken: das alles verwischt. Der Blick haftet am längsten an einem etwas abseits stehenden Mann: Monsieur Pinsard. Seine Nähe hat mich etwas von der Unbeirrbarkeit, der Zähigkeit und dem Glauben der Pioniere spüren lassen.

Bevor ein neues Erzvorkommen aufgeschlossen werden kann, müssen angesichts der hohen Investitionskosten sehr umfangreiche Untersuchungen angestellt werden. Auch im Erzgebiet von Fort Gouraud werden deshalb seit Jahren solche Schürfungen und Bohrungen durchgeführt. 75 Millionen Tonnen Eisenerze mit einem Eisengehalt von mehr als 63 Prozent wurden bisher festgestellt. — UNTEN: Bei den Arbeiten werden auch Mauretanier, die an das tropische Binnenklima gewöhnt sind, als Hilfskräfte eingesetzt



Und wieder sind „sie“ da

Tagaus — tagein, ob morgens, mittags oder abends herrscht stets reges Treiben auf den Straßen innerhalb der Hütte. Dieser Anblick regt mich immer derart an, daß ich an die emsigen Bienenvölker eines guten Bekannten denken muß. Denn wie bei ihren Wegen vom Korbeingang zu den Waben, so mutet einen das Treiben auf den Verkehrswegen der Hütte an.

Der Unterschied aber liegt darin, daß dieses Bild hier bunter wirkt, schon wegen der verschiedenen Fortbewegungsarten. Doch dann, wenn sich der Schichtwechsel morgens um sechs Uhr vollzogen hat und die einen den Arbeitsplatz eingenommen, während die anderen sich nach Hause begeben, wechselt auch das Treiben auf den nun einmal unerläßlichen Verkehrsadern der Hütte. Dieses ist dann die Zeit, in der sich die „Ritter der Landstraße“ mit ihren benzindunstverbreitenden Straßengüterwagen ihren Weg zu den einzelnen Betrieben bahnen.

Fernlastwagen sämtlicher Typen, älterer und jüngerer Bauart und daneben, beinahe wie ein Schwarm anmutend, die

vielen Kipperwagen der Baustellen, beleben dann das Straßenbild in der Hütte. Morgens ist es wieder soweit! Durch einen frischen Luftzug an meinem Arbeitsplatz nehme ich dann sofort wahr, daß das naheliegende Hallentor geöffnet wird, um den ersten Kunden des Tages Einlaß zu gewähren. Die Lampen von der nächtlichen Fahrt noch leuchtend, rollt so ein Fernlastler langsam in die Halle hinein. Es dauert oft nicht lange, und es stellen sich weitere ein. Um die Mittagszeit sind es dann an manchen Tagen sechs bis sieben Lastzüge, die hier eine Schlange bilden.

„Wer zählt die Städte, nennt die Namen“ all derer, die sich hier ein Stelldichein geben. Ihr Begehren sind Bleche, von denen diese riesigen Lastautos ziemliche Mengen laden können. So sind es bei einigen Lastzügen mit Anhängern 27 000 Kilo Ladegut.

Wie plastisch wirkt doch gerade dabei die große Kette des Produzierens. Während hier gerade wieder das noch glühende Blech gehaspelt wird, läuft einige Meter weiter das gleiche Blech durch die Scherenstraße, wo man es am Ende vollkommen verwandelt wiedersieht. Besäumt und auf genaue Länge geschnitten, werden dann die Stöße glatter Blechtafeln

vom Kran abgehoben und für den Versand vorbereitet.

Doch in unmittelbarer Nähe dieser Scherenstraße stehen „sie“, die Fernlastzüge, die diese Bleche hinausbringen in die Welt der Blechveredelungs- oder Blechverarbeitungsindustrie. Viele von diesen Lastzügen bringen diese Bleche bis in den Harz, das Sieger Land, Kiel, Lübeck, Hamburg, Frankfurt am Main, Brühl oder Nürnberg.

Doch nicht zu vergessen die Lastzüge mit dem B auf dem Nummernschild, das Kraftfahrzeugzeichen der Viersektorenstadt Berlin. Aber auch Kraftfahrzeuge aus dem Ruhrgebiet, also der näheren Umgebung, finden sich hier laufend ein und vervollkommen somit dieses Bild auf ihre Art.

So ist dieses Erlebnis nicht mehr aus meinem Alltag wegzudenken. Mittags, während ich auf die Straßenbahn warte, sehe ich „sie“ noch einmal, den Lastzug von Brühl bei Köln und den von Lübeck, deren Fahrer Fahrzeug und Ladung überprüfen und sich dann mit ihren Fahrzeugen in Bewegung setzen. Vielleicht nach einigen Tagen schon öffnet sich ihnen das Hallentor, und wieder sind „sie“ dann da.

Aus der Straßenbahn blickend, sehe ich jetzt noch einmal die Stopplichter, deren Aufblinken mich ermuntert, als hätte ein alter Bekannter zum Abschied begrüßt.

ERSTE HILFE Die Blutgruppe Rh

Immer wieder fragt man mich, wie es um die Blutgruppe Rh bestellt ist, die bei Blutspenden oft solch große Bedeutung hat. Diese Blutgruppe wurde 1940 von Landsteiner und Wiener entdeckt. Es handelt sich um das Blutkörperchenmerkmal Rh (Rhesusfaktor), nach dem Rhesusaffen; an diesen Tieren sind die ersten Versuche gemacht worden). Es soll bei etwa 85 Prozent der Menschen vorhanden sein. Sein Fehlen (bei 15 Prozent der Menschen) wird mit rh bezeichnet. Wenn eine „rh-Person“ gespendete Rh-Blutkörperchen erhält, so entwickeln sich Gegenstoffe, die bei einer Rh-Spende zu bedrohlichen Zwischenfällen führen können.

Der Vorgang spielt sich folgendermaßen ab: Der Vater zum Beispiel besitzt in seinen Erythrozyten die Eigenschaft Rh (Rh-positiv), der Mutter fehlt diese Eigenschaft, weshalb man diese als rh (Rh = negativ) bezeichnet (= Blutgruppen). Das Kind bringt sie aber väterlicherseits mit. Diese Rh-Blutkörperchen des Kindes „immunisieren“ die Mutter, das heißt, sie bewirken bei der Mutter die Entstehung von Rh-Hämolytinen im Blut. Der Mutter schaden diese nicht, da sie ja nur rh-Blutkörperchen hat. Diese Stoffe gehen aber von der Mutter auf das Kind über und beginnen, an den Rh-Blutkörperchen des Kindes ihre Wirkung zu entfalten. Meistens entwickelt sich diese Immunisierung erst beim dritten Kind in vollem Maße. Wird aber eine rh-Mutter durch eine Rh-Bluttransfusion vorimmunisiert, so kann sich die Erythroblastose schon beim ersten Kind ausbilden. Weiter kann auch eine rh-Frau, wenn sie schon einmal Rh-Blut erhielt und verfrug, bei der zweiten Rh-Transfusion einen vielleicht tödlich verlaufenden Transfusions-Zwischenfall erfahren.

Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, bei Frauen im gebärfähigen Alter nur Blut der gleichen Rh-Gruppe zu spenden.

Aber auch bei Männern können Rh-bedingte Transfusionsfälle eintreten, wenn ein rh-Mann schon einmal Rh-Blut erhielt, entsprechende Antikörper bildete und nun eine zweite Rh-Transfusion erhält.

Man vermag heute die an der Erythroblastose leidenden Neugeborenen durch eine Austauschtransfusion zu retten. Dem Kind werden bestimmte Mengen des kranken Blutes entnommen und durch sorgfältig abgestimmtes Blut ersetzt.

Durch die Aufdeckung der Rhesus-Faktoren konnten rätselhafte, plötzliche Todesfälle nach einer Blutübertragung geklärt werden. Kinder weisen nach der Geburt auf: starke Blutarmut, Wasseransammlungen im Gewebe (Ödeme) und sehr starke langandauernde Gelbsucht, was meistens in den ersten Tagen zum Tode führt. Bei der zweiten bis vierten Schwangerschaft gelangen die Antikörper in die Blutbahn des Kindes und bewirken dort eine Auflösung der roten Blutkörperchen.

Georg Kind

LEHRLINGE WURDEN ALS ERSTHELFER GEPRÜFT

Im Laufe der letzten Monate konnten etwa fünfzig gewerblich-technische Lehrlinge, wie die Werkzeugzeitung bereits berichtete, in Erster Hilfe unterrichtet werden. Was ihnen in unermüdlicher Kleinarbeit vom Vorsteher des Sanitätswesens unserer Hütte, Kind, in Tester Berge beigebracht worden war, mußten die jungen Mitarbeiter kürzlich vor dem Arzt beweisen. Chefarzt Dr. A. Beermann, der Leiter der Inneren Abteilung des St. Barbara-Hospitals,

prüfte wie schon in früheren Jahren auch diese neuen Ersthelfer. Mit Nachdruck wies er sie darauf hin, daß von ihrem Können und ihrer Geschicklichkeit für alle, denen sie Hilfe bringen sollen, Entscheidendes abhängt. Dies gelte vor allem für Hilfe bei Verkehrsunfällen, deren Folgen oft infolge unzulänglicher Erster Hilfe schwerer als notwendig seien. Unser Bild zeigt Dr. Beermann (vorne rechts) mit Schwester Edith von der Unfallstation I unserer Hütte



Vasen für viele Blumen

Laßt Blumen sprechen! Diesen Werbespruch der Blumengeschäfte mag zwar nicht jeder kennen, aber wer von uns hat nicht schon seiner Mutter, seiner Frau oder Freundin Blumen geschenkt und darin die Gefühle seiner Zuneigung ausgedrückt? Zuweilen gehörte sicherlich auch eine schöne Vase dazu, mit der gleichen Liebe ausgewählt wie die Rosen und Nelken, Veilchen oder Maiglöckchen. Wie oft aber suchte man dann vergeblich eine passende Vase, um die Blumen hineinzustellen.

Diese Sorge hat es in der Familie von Josef Gierschewski, der bis zum 31. Oktober Mitarbeiter unserer ff. Steinfabrik war und heute im verdienten Ruhestand lebt, kaum gegeben, seit er eines Tages mit Liebe und Hingabe seine Vasen selbst zu machen begann. Und schließlich haben sich auch viele Mitmenschen, für die er Hunderte von Vasen schuf, an seinen kleinen Kunstwerken erfreuen können.

Männchens aus Ton

Als fünfzehnjähriger kam Gierschewski 1908 von Danzig-Langfuhr nach Westfalen. Es war ein Wechsel, der von dem jungen Mann manches Opfer verlangte. Er mußte die Weite und Schönheit seiner Heimat an der Weichselmündung aufgeben, vergessen aber hat er das Land seiner Kindheit bis heute nicht.

Im westfälischen Dahlhausen ging er dann in die Lehre und wurde Former. Bereits in den Lehrjahren wuchs ganz nebenbei die Lust am modellieren, die sich nach der Lehrzeit noch verstärkte. Auch als Gierschewski heiratete, fand diese Spielerei mit Ton kein Ende. Wenn er von seiner Hochzeit erzählt, erhellt sich übrigens sein Gesicht in der Erinnerung daran, daß er seinerzeit an die holländische Regierung zwanzig Reichsmark Heiratsgebühr zahlen mußte. Seine Frau, die 1955 gestorben ist, war nämlich Holländerin.

Am Anfang seines Steckenpferdes standen noch unbeholfen wirkende kleine Plastiken — Tonmännchens, wie er sie nennt. „Aber es war nicht das Richtige“, meint Gierschewski heute.

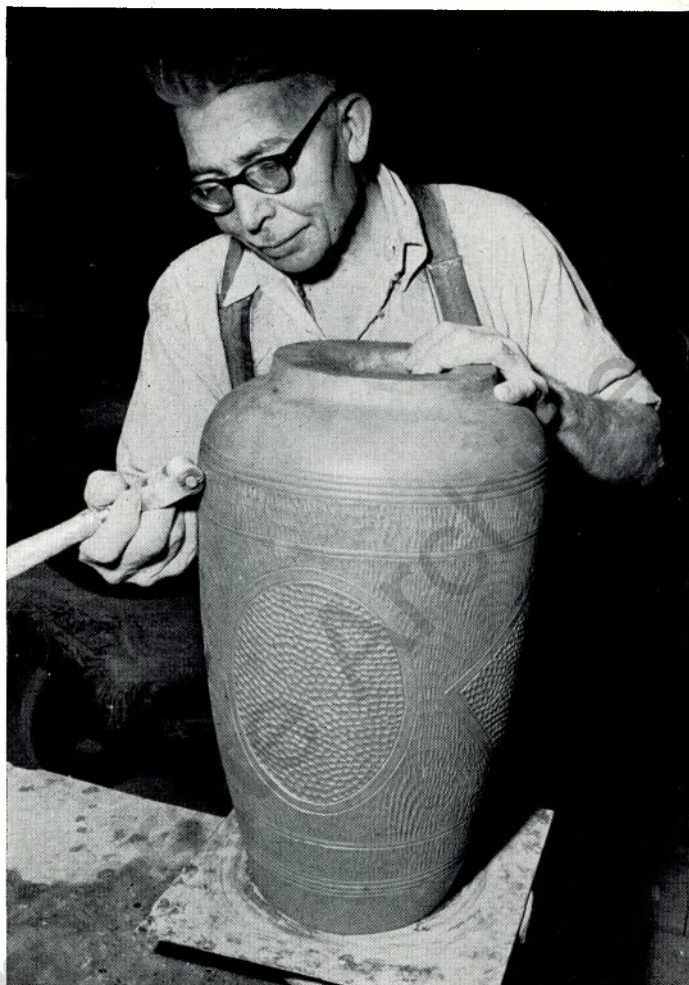
Ob es die Not war, die sprichwörtlich zur Tugend wurde und seinem Steckenpferd zu großer Blüte verhalf, weiß Gierschewski nicht mehr recht zu sagen. Aber als das Grauen des Krieges vorüber war, machte er sich jedenfalls daran, statt der kleinen Plastiken zum erstenmal eine Vase zu modellieren. Der Vorsatz war leichter gefaßt als ausgeführt, denn immer wieder stürzte die Masse zusammen und alle Mühe war umsonst. Aber bald wußte er, wie er den Ton, besonders im Anfangsstadium, zu behandeln hatte und wie vor allen Dingen seine Feuchtigkeit gehalten werden mußte.

Wenn Gierschewski an die erste Vase zurückdenkt und dabei einige von denen betrachtet, die er in letzter Zeit schuf, hält er keineswegs mit seiner Meinung zurück, daß sein Erstling ziemlich unförmlich und ungestaltet war. Seine Freude

damals aber war tief und echt; denn dieses Produkt seines Steckenpferdes war ja auch ausschließlich für ihn selbst geschaffen.

Es nimmt daher kaum Wunder, daß in seinem Heim zeitweise eine ganze Anzahl von Vasen stand. Aber seine Frau sorgte schon dafür, daß es nicht allzu viele wurden, denn eine Vase war für sie oft ein willkommener Geschenkartikel. Also mußte Gierschewski eben wieder eine neue machen.

Alle diese Kunstwerke entstanden nach Feierabend in unserer Steinfabrik. Hier wuchsen sie aus Ton unter seinen kunstfertigen Händen und wurden auch gebrannt. Wenn andere den Heimweg antraten, stand Gierschewski oft an der Töpferscheibe und modellierte seine



Vasen. Vergessen waren dann die feuerfesten Steine, die er tagsüber geformt hatte — nicht selten dabei die Vorgesetzten als Zuschauer und beste Ratgeber. So entstanden mit den Jahren weit über dreitausend Vasen. Sie zeugen heute — in alle Winde verstreut — von der echten Leidenschaft eines Steckenpferdreiters, der in der Steinfabrik bisher leider keinen Nachfolger gefunden hat. Denn zu diesem Steckenpferd gehört eine außerordentliche Fingerfertigkeit, sehr viel Geduld und eine gehörige Menge von Einfällen, damit jede Vase ihr persönliches Aussehen erhält. Bevor Gierschewski Ende Oktober in den Ruhestand trat, schuf er sich zum Abschied mit größter Sorgfalt noch ein besonders prächtiges Exemplar — Abschluß eines Steckenpferdes, das leider nicht überall zu reiten ist. gm

in Freizeit dressiert



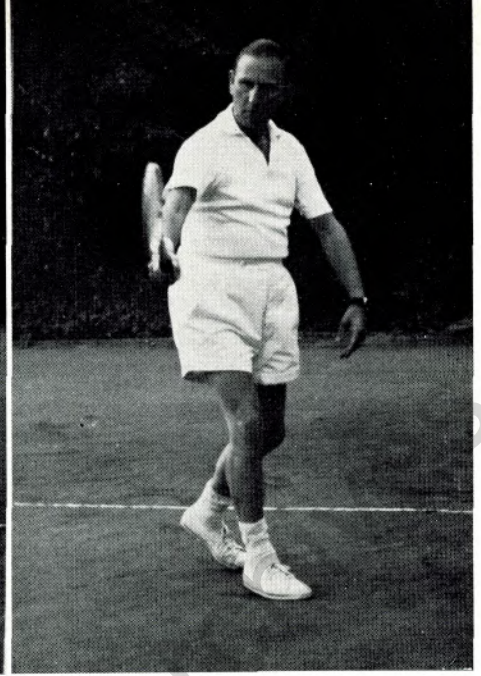
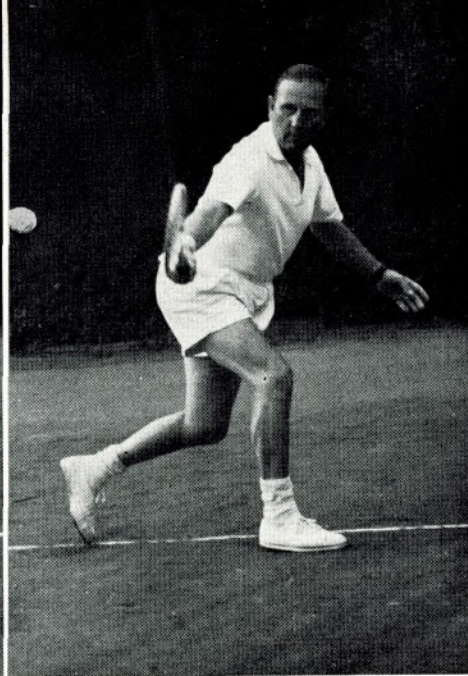
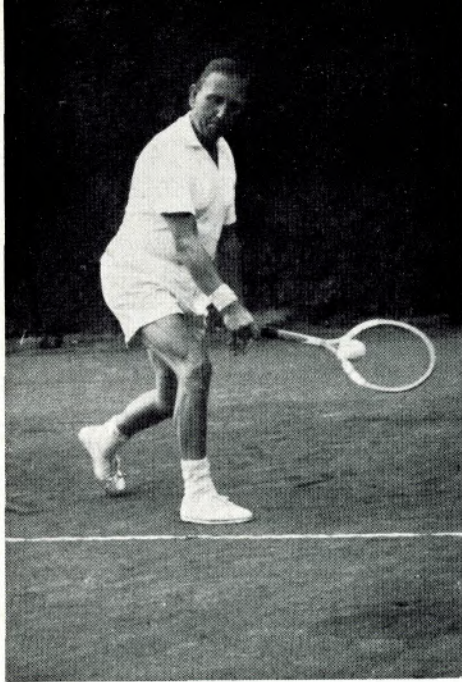
Nie hat Langeweile Otto. Hobbys pflegen ist sein Motto.

Deshalb schreibt er sich hier ein im Theaterspiel-Verein.

Spaß macht's ihm, sich zu verwandeln und dramatisch stark zu handeln.

Otto wird direkt zum Star, naht die Weihnachtszeit im Jahr.

Glücklich steht dann im Applaus Otto — hier als Nikolaus.



Gelungene Bildfolge der einzelnen Phasen eines Rückhandschlages von Hans Schlipper

TENNIS • aus Begeisterung

ATH-Mitarbeiter haben einen guten Namen im weißen Sport

Schon oft ist an dieser Stelle die Frage nach dem „Woher und Warum“ einer gewissen Liebhaberei gestellt worden. Wohl noch nie kam eine Antwort so spontan und treffend, als wir Hans Schlipper von der Hauptverwaltung unserer Hütte fragten, warum er Tennis spiele: „Aus Begeisterung zum Tennis“, sagte er ohne eine Sekunde der Überlegung!

Man glaubt dem heute 48jährigen Schlipper, der seit einigen Jahren mit der immer gleichbleibenden Begeisterung in der Seniorenklasse spielt, diese Liebe zum Tennisspiel; denn im Spiel wie im Leben, ist er einer, der sich auf sich selbst verläßt. Das ist ja auch das A und O beim Spiel zwischen den weißen Linien.

Ballspiele seit Jahrtausenden

Vielleicht mag den Leser in diesem Zusammenhang ein kurzer Ausschnitt aus der Geschichte des Tennisspiels interessieren. Unser heutiges Tennis ist das Ende einer Entwicklung, deren Ausgangspunkte in mancherlei Spielen des Altertums und des Mittelalters bei den verschiedensten Völkern zu suchen sind. Vom 17. und 18. Jahrhundert zeichnet sich eine fast gerade Linie vom französischen „Jeu de Courte Paume“, dem Sport der damaligen guten Gesellschaft, bis zum jetzigen Tennis. Dieses Spiel wurde auch in den Ballhäusern des deutschen Mittelalters mit Eifer gepflegt.

Verwandte Spiele — in Deutschland außer Badminton wenig bekannte Spiele wie Rackets und Fives — haben beim modernen Tennis Pate gestanden.

Im vergangenen Jahrhundert wurden viele Versuche unternommen Tennis zu modernisieren. Auch ein Gesellschaftsspiel, das sich der Engländer Major Wingfield 1874 patentieren ließ, brachte keine Lösung, doch hat er unstreitig das Verdienst, die Anregung zur Verein-

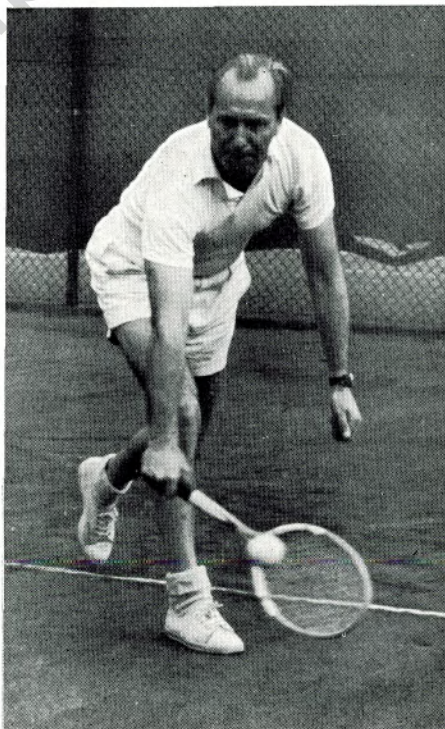
fachung gegeben zu haben und das Spiel ins Freie zu verlegen.

1876 erstes Tennis in Europa

Die Anfänge des deutschen Tennissportes gehen bis in das Jahr 1876 zurück, als der Amerikaner Frelawney in Bad Homburg vor der Höhe, ein Wettspiel veranstaltete, das erste verbürgte Tennisturnier in Europa. Erst 1881 kam es aber zur Gründung des ersten Tennisclubs in Baden-Baden.

Deutschland spielte im internationalen Tennis, das durch die All-England-Meisterschaften in Wimbledon und durch

Mit großer Konzentration meistert Dr. H. Lassow einen Ball durch einen genauen Rückhandschlag



die Spiele um den 1900 gestifteten Davis-Pokal, immer mehr in den Blickpunkt der Welt rückte, eine beachtliche Rolle. Die Weltmeisterschaft von Otto Froitzheim 1912 in Paris im Herren-Einzel und der Sieg im Doppel mit Otto Kreuzer sind neben vielen anderen großen Erfolgen auch heute noch nicht vergessen. Nach dem Abtreten Gottfried von Cramm verlor Deutschland den Anschluß an die Klasse der großen Tennisnationen; es wird wohl auch noch eine Weile dauern, bis wir auch dabei wieder ein Wort mitreden können.

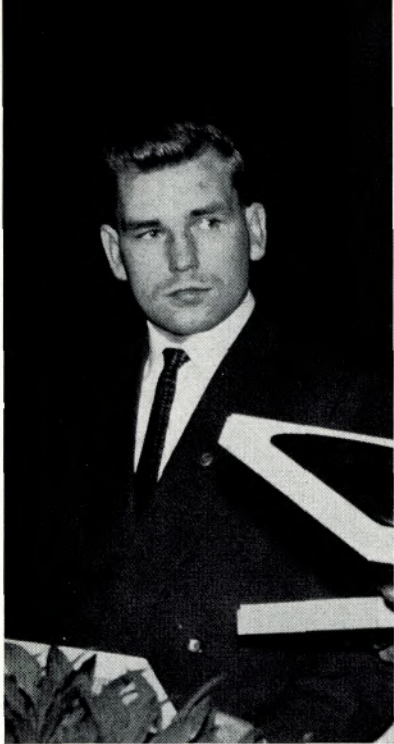
In Hamborn seit 50 Jahren

Diese Tatsache hält aber die vielen tausend Tennisspieler in Deutschland nicht davon ab, ihrem Sport mit Freude und Begeisterung zu huldigen, wie unsere großen Meister und Meisterinnen in den vergangenen Zeiten. Auch in unserem Hamborn ist der Tennissport schon seit über 50 Jahren heimisch. Während im benachbarten Meiderich schon bald nach der Jahrhundertwende der „Tennisclub 03“ gegründet wurde, dürften die Anfänge in Hamborn bis in die Jahre 06/07 zurückreichen.

In der Jubiläumsschrift zum 50jährigen Bestehen der Sportfreunde Hamborn 07 ist die Geschichte des Hamborner Tennissportes so ausführlich dargestellt, daß sich eine Wiederholung an dieser Stelle wohl erübrigt. Höhepunkte für die Tennisabteilung von Hamborn 07 waren das Jahr 1924, als zum ersten Mal die schwarz-gelbe Flagge an den neuen Plätzen im Stadtpark hochging, die Erneuerung der Plätze 1952 nach den Zerstörungen im Weltkrieg und die Fertigstellung des schönen Klubhauses im Jahre 1953.

ATH-Spieler weit bekannt

Viele Angehörige der ATH finden dort Freude und Erholung. Auch in den Leistungen zeichnete sich im letzten Jahr ein Fortschritt an, denn mit zwei Mannschaften gelang es, bei den kleinen Medenspielen in die A-Klasse aufzusteigen. Hier war es neben anderen Dr. Hans Lassow, seit einem Jahr in der Hauptverwaltung der ATH, der sich mit seinem Können trotz Behinderung durch ein Kriegs-



EHRENTAG FÜR DIE SPORTLICHEN MITARBEITER UNSERER HÜTTE

Alljährlich ehrt die Stadt Duisburg die sportlichen Weltmeister, deutschen Meister und Sieger der Vaterländischen Festspiele. In diesem Jahr zählten zu denen, die aus der Hand von Oberbürgermeister Seeling die Anerkennungsurkunde der Stadt empfangen, eine Reihe von Mitarbeitern unserer Hütte, die sich in der Handball-Meistermannschaft von Hamborn 07 betätigen oder in der Boxabteilung sportlichen Ruhm er-

warben. Über dreißig Sieger erhielten so Ehrengaben der Stadt. Unsere Bilder zeigen einige von den ausgezeichneten Mitarbeitern unserer Hütte, links Ulli Kienast, deutscher Meister im Halbmittelgewicht, rechts Walter Schädlich und einige seiner Sportkameraden aus der Handball-Meisterelf von Hamborn 07, unter ihnen Henschel und Manfred Meyer, hinter Schädlich Kohn und der Leiter der Handballabteilung Lochen.

Ulli Kienast boxte in Moskau

Bei der Begegnung der westdeutschen Amateurboxer mit den Boxern der Sowjetunion am 24. und 26. November in Moskau vertrat der deutsche Meister im Halbmittelgewicht Ulli Kienast von der Boxabteilung von Hamborn 07 die deutschen Farben. Kienast ist bekanntlich

Werksangehöriger der ATH und Mitarbeiter der Betriebswirtschaft.

Mit dem letzten Kampf hat Kienast 158 Boxkämpfe bestritten, von denen er den überaus größten Teil zu seinen Gunsten entscheiden konnte. In seiner beachtlichen sportlichen Laufbahn hat er bisher noch keine Ko-Niederlage hinnehmen müssen. Durch den Boxsport ist er inzwischen schon weit in der Welt herumgekommen. In Melbourne bei der Olympiade, in Finnland, in Prag, Warschau und Irland bei den Europa-Meisterschaften boxte er zahlreiche Gegner.

Der Start in Moskau stand leider unter einem ungünstigen Stern, da Kienast im ersten Kampf bereits in der ersten Runde aus dem Ring genommen wurde. Sein Gegner, ein Mittelgewichtler, hatte für diesen Kampf „Gewicht gemacht“ und

konnte dadurch eine Gewichtsklasse tiefer gegen den Hamborner boxen. Dieses ungünstige Kräfteverhältnis, dazu der Klimawechsel — die Moskwa hatte eine feste Eisdecke — und die Strapazen der überhasteten Reise hatten die Deutschen doch sehr mitgenommen.

Was Kienast und alle deutschen Amateurboxer als erfreulich empfanden, war die überaus große Objektivität des Publikums. Beide Veranstaltungen waren von zusammen 30 000 Menschen besucht.

Den zweiten Kampf konnte Kienast klar nach Punkten für sich entscheiden. Hierbei zeigte sich erneut der gesunde Optimismus dieses sympathischen Sportlers, der Anfang Februar in Essen wieder in den Ring steigen wird. Diesmal trifft er in einer internationalen Begegnung mit Amateurboxern der Republik Polen auf alte Bekannte. Kienast, der den deutschen Meistertitel im Halbmittelgewicht nun schon viermal erlangen konnte, hofft hierbei neue Erfolge zu erzielen.

leiden zur Verfügung stellte. Dr. Lassow gehörte in den früheren Jahren zu den Spitzenspielern in Berlin und Pommern und stand oft in deren Repräsentativmannschaften.

Weit über die Grenzen Duisburgs bekannt ist der schon eingangs erwähnte Spieler Hans Schlipper, der seit seiner Jugendzeit beim Meidericher Tennisclub 03 spielte und seit einigen Jahren zu den alten Duisburger „Preußen“ gehört, die schon 1901 zur Pflege des Tennis- und Fußballsportes gegründet wurden. Nach kurzen Versuchen im Fußball entdeckte Schlipper seine große Liebe zum Tennis. Schon als Jugendlicher beteiligte er sich mit Erfolg an den Niederrhein-Meisterschaften seiner Klasse. Es ist kaum möglich, all seine Erfolge in der nun rund 30jährigen Zeit als Tennisspieler aufzuzählen. 1957 stand er an dritter Stelle in der Rangliste der Niederrhein-Senioren im Herren-Einzel und kam in diesem Jahr ins Endspiel bei den Duisburger Stadtmeisterschaften und bei den Kreismeisterschaften der Senioren. Erst nach hartem Kampf mußte er sich gegen die jeweils glücklicheren Sieger geschlagen beugen.

Daß es nicht zu den erhofften Erfolgen kam, tut seiner Begeisterung zum Tennis aber keinen Abbruch. Es wird weiter trainiert und gespielt — im Sommer auf den schönen festgewalzten roten Plätzen und im Winter in der Halle. W. Schl

KULTURRING HAMBORN LÄDT ZUM KONZERTABEND EIN

Der Kulturring Hamborn lädt am Montag, dem 12. Januar, zu einem Konzertabend in die Aula des Elly-Heuß-Knapp-Gymnasiums ein (20 Uhr). Baß-Bariton Karl Ridderbusch, Mitarbeiter unserer Hütte, singt Kantaten von Händel, während Frau H. Elsner (Cembalo) und H.-J. Smega (Cello) Musik von Scarlatti, Händel und anderen Komponisten bringen werden. — Karl Ridderbusch konnte in den letzten Wochen bei den Städtischen Bühnen in Essen erneut mitwirken. Er spielte in Karl Orff's „Catulli Carmina“ einen von acht Greisen. Unser Bild zeigt eine Szene aus diesem Opernabend



Das Sicherheitswesen hat das Wort:

Ein Jahr ist vorbei

Während draußen die Sonne fast nicht durch die trüben Dezemberwolken dringen kann, ist ein geschäftiges Gehen unter den Menschen, um die Vorbereitungen zum Weihnachtsfest zu treffen. Allerorts sind die Geschäfte von den Kauflustigen gefüllt, um mit den dort erworbenen Geschenken ihren Lieben zum Weihnachtsfest eine Freude zu bereiten. In den Wohnungen brennen am Abend die Adventskerzen und langsam breitet sich über alle die vorweihnachtliche Stimmung aus.

Es wird schwer sein, sich nicht von dieser Stimmung einhüllen zu lassen; denn wir wollen Rückblick halten über das hinter uns liegende Jahr. ★

Das Jahr war überreich an Arbeit und Mühe, um den Gedanken der Unfallverhütung bis in die letzte Abteilung zu bringen. Wenn ich heute versuche, Bilanz zu ziehen über all das, was wir in den Betrieben auf unsere Vorschläge hin haben anbringen lassen, so will ich, ohne überheblich zu sein, sagen, daß es uns gelungen ist, den Gedanken der Unfallverhütung weiter zu festigen.

Wir vom Sicherheitswesen können leider unsere Arbeit und die Erfolge derselben nicht so in Zahlen ausdrücken, wie wir es uns wünschen. Aber ein Teilausschnitt an Hand nachstehender Bilder läßt erkennen, daß an allen Gefahrenpunkten Hinweise, seien es Schilder, beleuchtete Transparente oder unterschiedliche Farbanstriche, auf Gefahren aufmerksam machen. ★

Vom Eingang an Tor I mit seinen Zebrastrifen, mit den Warnschildern für den Straßenverkehr „Achtung, Werksausfahrt“ oder die gelbschwarz gestrichenen Stüt-



Im Lehrraum des Sicherheitswesens stehen Rettungsgeräte zur Ausbildung bereit



Auf dem Zebrastrifen ist der Überweg sicherer

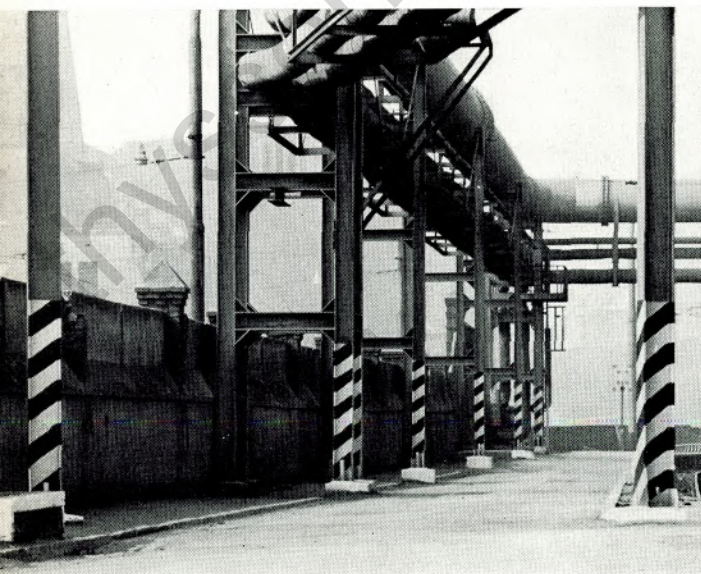
zen an der Gasleitung oder das eindrucksvolle Bild der beleuchteten Transparente am Bahnübergang. All das fordert den Einzelnen auf, auf die Sicherheit seiner eigenen Person besonders zu achten.

Betrachten wir das Bild des Tunnels Labor-Thomaswerk. Der Durchgang zum Thomaswerk ist kürzer und gefahrloser; außerdem besteht keine Sperre infolge durchfahrender Züge. ★

Zu den Unfallverhütungs-Maßnahmen gehört insbesondere die Schulung der Meister, der Vorarbeiter, der Unfallvertrauensmänner sowie Männer der Ersten-Hilfe und des Gasschutzes. Auf diesem Sektor waren wir besonders bestrebt, möglichst viele Belegschaftsmitglieder zu erfassen, um dem Gedanken der Unfallverhütung, aber auch der ersten Hilfe eine breite Basis zu geben.

An Hand von Beispielen und Erfahrungen wird in unserem Schulungsraum fast täglich unterrichtet. Denn wir wissen, daß der Arbeitsschutz eine Materie darstellt,

LINKS: Deutlich gekennzeichnet ist die Enge der Werkstraße bei Tor 1 — RECHTS: Der Tunnel zum Thomaswerk ist kurz und sicher

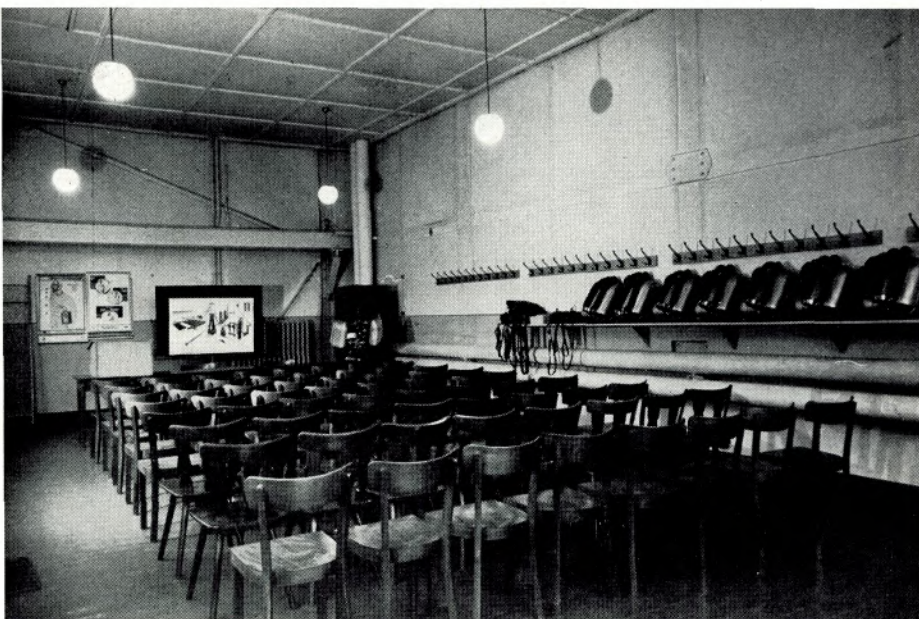


die immer noch nicht genügend Beachtung findet. Darum auch die Herausgabe von Schutzartikeln, wie Schutzhelme, Sicherheitsschuhe, Tempex-Schürzen und Jacken als Hitzeschutz, sowie Schutzbrillen und vieles andere mehr.

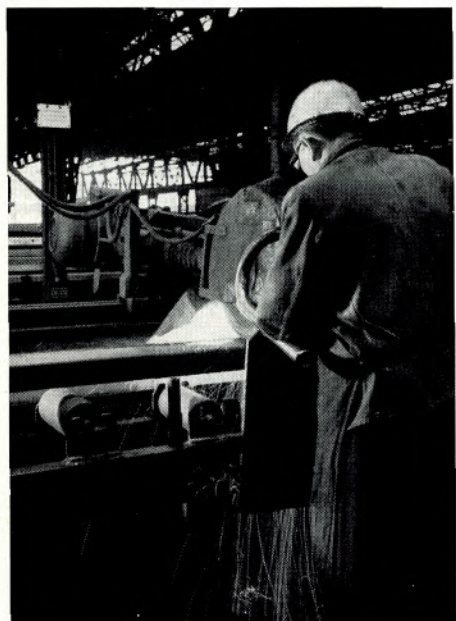
★

Die anfängliche Scheu und Befangenheit beim Tragen der Schutzhelme ist nun bei fast allen Belegschaftsmitgliedern gewichen. Die zahlreichen Beispiele der Lebensrettung durch das Tragen der Schutzhelme, stellten die Richtigkeit unter Beweis. Ebenso trug die gründliche theoretische und praktische Unterweisung vieler Belegschaftsmitglieder dazu bei, die Benutzung der Atemschutzgeräte bei Gasarbeiten und in Staubbetrieben die notwendige Beachtung zu schenken.

Unsere Artikel in jeder Ausgabe der Werkzeugzeitung, sowie tausende von Handzetteln und die kurzen Hinweise in jedem Spind als tägliche Mahnung vor An-



Blick in den neuen Lehrraum des Sicherheitswesens unserer Hütte



Sicherheit auch am Arbeitsplatz: Bei diesen Arbeiten ist eine vorschriftsmäßige Schutzbrille zu tragen

tritt der Arbeit sollen dazu beitragen, die Unzulänglichkeit der Menschen zu bekämpfen. Denn der Gewohnheitssinn verleitet sehr oft dazu die Warnungen der Unfallverhütung zu mißachten.

★

Rückblickend sage ich allen Dank für die vertrauensvolle und gute Zusammenarbeit. Allen Verantwortlichen in Abteilung und Betrieb, besonders aber auch den Unfallobleuten, die uns im Kampf gegen Unfälle durch ihre Hilfe und wertvollen Anregungen tatkräftig unterstützt haben.

Und wenn die Weihnachtsglocken das Fest der Liebe einläuten, wünschen wir allen ein frohes Weihnachtsfest und ein glückliches neues Jahr! Möge jeder offenen Auges durch den Betrieb gehen, damit ihm kein Unheil widerfähre und sein eigenes Leben erhalten bleibt. Wir selbst aber wünschen uns im neuen Jahr die verstärkte Mithilfe aller, weiteren Erfolg und neuen Mut in unserem Bestreben zur Erhaltung von Leben und Gesundheit in allen Betrieben.

Th. Mauermann

Ein schwarzer Freitag

Hatte der Wecker geklingelt — oder was war es? Verschlafen richtet sich Fritz B. auf, knipst die Nachttischlampe an und blickt zu seiner Frau; sie schläft noch. Sieht zum Wecker hin: schon fünf nach halb sechs. Verflixt — schon wieder verschlafen.

Hastig weckt Fritz seine Frau: „Schnell — aufstehen, wir haben uns verschlafen!“ In aller Eile springt er in die Hose, dann ab zum Badezimmer. Soll ich mich noch rasieren? Quatsch, — dazu habe ich jetzt keine Zeit. Während Frau B. die Butterbrote schmiert, zieht sich Fritz B. an. „Wir hätten gestern nicht so lange auf dem Fest bleiben sollen“, meint die Frau zu ihrem Mann, während er hastig ein paar Bissen Brot ißt. Fritz B. murmelt etwas Unverständliches vor sich hin. Seine Frau hilft ihm dann in den Mantel und sagt: „Fahr heute besonders vorsichtig, gib acht auf der Straße. Lieber fünf Minuten zu spät, als nachher wochenlang mit einer Verletzung im Krankenhaus.“



Doch Fritz ist schon an der Garage. Schiebt sein Motorrad heraus, tritt an, aber der Motor springt nicht an. „Auch das noch“, sagt Fritz. Auf den Vergaser getippt, nochmals angetreten und ab geht die Post.

Geschwindigkeitsbegrenzung von 50 km in geschlossenen Ortschaften? Ach was!! Um diese Zeit steht ja nirgends ein Polizist.

Stopp — siehst du nicht das „Halt“-Zeichen an der Hauptverkehrsstraße? Etwas langsamer, aber ohne anzuhalten fährt Fritz B. in die Hauptstraße ein. Beinahe

wäre er von einem entgegenkommenden Auto gerammt worden. Donnerwetter, denkt Fritz, den hatte ich gar nicht gesehen, aber schon dreht er wieder auf. Die nächste Kreuzung wird mit Vollgas genommen: „Ich habe ja Vorfahrt, was kann mir schon passieren!“ — — —

Habe ich meine Schlüssel und meine Butterbrote mitgenommen, denkt er im Weiterfahren. Mit diesem Gedanken hätte er beinahe das Halt der Verkehrsampel durchfahren. Genau auf dem weißen Strich bekommt Fritz sein Motorrad noch zum Stehen. Jetzt dauert es auch noch so lange! Dabei zeigt die Uhr dort drüben schon 7 Minuten vor sechs. Da, die Fahrt ist frei. Als erster braust er ab.

Aber was ist da rechts voraus? Ein abgestellter Personenwagen mit Anhänger. Und da kommt in gleicher Höhe auch noch die Straßenbahn entgegen. Ob der Zwischenraum noch ausreicht? Och — wird schon gehen. Oh weh — da ist gar nicht viel Platz. Mit kreischenden Bremsen hält die Straßenbahn. Junge, das hatte noch mal gutgegangen. Noch soeben an diese Straßenbahn vorbei. Das war Millimeterarbeit!

Weiter geht die brausende Fahrt. Fritz B., denkst du noch an die Mahnung deiner Frau, heute besonders vorsichtig zu fahren? Heute am Freitag! Jetzt schnell ins Werkstor hinein, den Ausweis vorgezeigt und wieder Gas geben. Ach so, hier im Werksgelände darf ich ja nur höchstens 30 Stundenkilometer fahren. Ich muß aber auf die Tube drücken, sonst schaffe ich es bis 6 Uhr nicht.

Da — das Doppelwarnkreuz mit dem Halteschild am ersten Bahnübergang. Ach was, ich hab keine Zeit, ein Zug ist ja nicht zu sehen. Da, am zweiten Bahnübergang der Posten mit Warnflagge und Glocke. Was will der nur? Ein Zug ist doch nicht in der Nähe! Drauf, der Posten



„Ich meine“, sagt der Posten, „wenn hier die großen beleuchteten Transparente und Halteschilder und ich noch mit der Flagge und Glocke stehe, dann sollte das für einen vernünftigen Mann ausreichen. Aber er hatte keine Zeit. Jetzt muß er sich die Zeit nehmen — im Krankenhaus.“

★

So kann es jedem von uns täglich ergehen, wenn wir uns im Verkehr — ob als Autofahrer oder als Fußgänger — nicht richtig verhalten. Aus den Berichten der Zeitungen kann jeder täglich sehen, daß die Verkehrsunfälle infolge der zunehmenden Motorisierung immer häufiger werden. Auch unsere Belegschaftsmitglieder sind bei ihnen mit steigender Tendenz, mit 20 Prozent mehr als im Vorjahr beteiligt. Sollten wir uns da nicht etwas mehr Zeit lassen und vorsichtiger fahren? Denken wir an einige Mitarbeiter, die ohne eigenes Verschulden einem Verkehrsunfall zum Opfer fielen, etwa an den Monteur Wilhelm P. Auf dem Nachhauseweg wurde er beim Abbiegen vom Radweg von einem hinter ihm kommenden Auto angefahren, zu Boden geschleudert und tödlich verletzt. Oder denken wir an den Betriebsleiter R., der lediglich mit dem Lenker seines Mopeds gegen die sich plötzlich öffnende Tür eines Personewagens stieß, stürzte und eine tödliche Kopfverletzung davontrug. Bei Abfassung dieses Berichtes erhalte ich noch eine Meldung, daß ein junges Belegschaftsmitglied bei strömendem Regen morgens um halb sechs Uhr in voller Fahrt auf einen unbeleuchtet haltenden Lastwagen stieß und sich dabei tödlich verletzte. Sollten uns alle diese Beispiele nicht zu denken geben?

Vor allem in dieser Zeit des Regens und Nebels sowie bei Frost sollten wir doppelt vorsichtig fahren, die Verkehrsregeln noch mehr beachten, damit es uns nicht so ergeht wie denen, die auf der Straße zu Tode kamen. Nicht zuletzt sollten wir dabei auch an unsere Familien denken, denen wir nur mit gesunden und heilen Gliedern dienen können.

Th. M.

springt schon zur Seite. Fritz B. übersieht aber, daß auf dem zweiten Gleis der Pfannenzug heranrollt. Ein Ausweichen ist nicht mehr möglich. Krach und schon liegt Fritz mit seinem Motorrad auf der Erde. Der Zug rollt noch eine kurze Strecke und bleibt stehen. Der Lokführer, der Heizer und der Bahnposten laufen herbei. In der fahlen Beleuchtung des angehenden Morgens sehen sie Fritz B. am Boden liegen. Das Motorrad mit eingedrücktem Vorderrad und eingedrückter Gabel läuft weiter.

Man will Fritz aufrichten, das geht aber nicht, da er schmerzlich aufstöhnt. Seitlich am Kopf blutet er, der rechte Arm liegt wie leblos da. Der Bahnposten läuft schnell zur Waage und holt eine Krankentrage. „Rufe mal schnell den Krankenträger und den Heilgehilfen an“, schreit der Posten zum Wiegemeister. — „Was ist denn los?“ — „Da ist jemand mit dem Motorrad in voller Fahrt gegen die Lok gefahren, ist bewußtlos. Sie sollen aber schnell machen.“

Und zurück läuft er mit der Krankentrage. Schon haben sich ein paar Männer, die von der Nachtschicht kamen, angesammelt. Vorsichtig wird Fritz B. auf die Trage gelegt. Vorübergehend kommt er

zu Bewußtsein. „Wo bin ich“, fragt er leise, „was ist mit mir los? Au, mein Kopf und mein Arm.“ Aber dann ist er schon wieder ohne Bewußtsein.

„Warum trägt er auch keinen Schutzhelm“, fragen die Umstehenden. „Wie konnte das nur passieren.“ „Ja, wenn ich nicht so schnell zur Seite gesprungen wäre, hätte er mich umgefahren“, meint der Posten, er ist mit voller Wucht vor die Lok gefahren.“

Da ist auch schon der Krankenträger. Der Heilgehilfe untersucht Fritz B. „Scheint einen Schädelbruch oder schwere Gehirnerschütterung und einen Armbruch rechts zu haben.“ Die Krankentrage mit der traurigen Last wird in den Krankenträger gehoben, der Wagen wendet und fährt davon.



„Was hat der Mann nun davon, daß er so raste?“, meint einer der Umstehenden, „er wollte bestimmt noch vor 6 Uhr stempeln. Ich habe ihn schon vor dem ersten Bahnübergang beobachtet. Er kam mit großer Geschwindigkeit.“

BETRIEBS- UND WEGEUNFÄLLE

Betrieb	OKTOBER 1958		OKTOBER 1957		NOVEMBER 1958		NOVEMBER 1957	
	Betriebsunfälle	Wege- u. Sportunfälle	Betriebsunfälle	Wege- u. Sportunfälle	Betriebsunfälle	Wege- u. Sportunfälle	Betriebsunfälle	Wege- u. Sportunfälle
1. Hochofenbetrieb	6	1	11	1	10	—	15	—
2. Thomaswerk	9	3	9	1	6	1	6	—
3. SM-Stahlwerke	6	—	16	1	7	2 (1 †)	12	—
4. Block- und Profil-Walzwerke	3	1	13	1	2	—	9	1
5. Zurichtung I u. V	13	2	7	—	16	2	11	1
6. Breitband-Walzwerk	12	—	6 (1 †)	1 (1 †)	6	5	9	2
7. Maschinen-Abteilung	26	3	23	2	17	2	17	3
8. Elektro-Abteilung	9	2	8	3	8	2	9	3
9. Werkstatt für Bergbau- und Hüttenbedarf	4	—	6	—	4	2	—	1
10. Neubauabteilung	—	—	3	—	—	—	—	—
11. Bauabteilung	4	3	3	3	2	—	1	—
12. Thomasschlackenmühle	1	—	1	—	1	—	1	—
13. ff. Steinfabrik	2	—	4	—	—	—	—	—
14. Ausbildungswesen	1	2	4	—	1	—	2	—
15. Verschiedene Betriebe	8	1	9	2	9	1	10	1
	104	18	123	15	89	17	102	12

265 Hüttenuhren im gleichen Takt

Ein schrilles Glockenzeichen reißt uns aus dem Schlaf. Der Wecker ermahnt uns zum Aufstehen, weil wir es so wollten. Wir haben uns an diese Zeiteinteilung gewöhnt. Doch wir achten kaum noch auf diese Wunderwerke der Präzision. Das Zeitzeichen im Rundfunk ist für uns etwas ganz Alltägliches.

Doch denken wir ein paar Jahrhunderte zurück, in denen diese Dinge kaum möglich waren. Dabei war es den Menschen auch damals keineswegs einerlei, wann Mittag oder gar Feierabend war. Ihre „Uhren“ gingen leider nur, wenn die Sonne schien. An solchen Sonnenuhren hätte man übrigens in diesem Jahr bei dem nicht gerade reichlichen Sonnenschein wohl kaum laufend genaue Uhrzeit ablesen können.

Die Wasseruhr, die man später erfand, war weitaus besser, aber auch sie hatte ihre Schwächen. Erst im dreizehnten Jahrhundert baute man die ersten Räderuhren. Sie wurden dann immer weiter entwickelt und dürfen als die eigentlichen Vorgänger unserer heutigen Zeitmesser angesehen werden.

Armbanduhren und Wecker mögen zwar für den einzelnen genügen, aber in einem weitverzweigten Werk, wie es unsere Hütte darstellt, reichen sie jedoch nicht. Selbst wenn wir einmal von der Arbeitszeit des einzelnen Belegschaftsmitgliedes absehen, so erfordert nicht zuletzt der Produktionsablauf eine genaue Zeit. Hinzu kommt, daß diese Uhrzeit in allen Betrieben und in den Büros der Verwaltung übereinstimmen muß. Ein ganzes Netz von 265 Uhren überzieht deshalb die Hütte und die Betriebe des Gemeinschaftsbetriebes Eisenbahn und Häfen; Uhren in den Betrieben und Büros, in den Korridoren und an den Toren, nicht zu vergessen die Stempeluhren. Es wird durch zwei Uhrmacher der Fernmeldetechnischen Abteilung überwacht und gewartet.

Uhrenzentrale mit Kontrolluhren

Diese allorts genau stimmende Uhrzeit verdanken wir einer modernen Uhrenanlage in der Hauptverwaltung. Es ist ein kleines Wunderwerk der Technik, deren Vielzahl von Kabeln und Drähten den Laien überrascht. Zwei Hauptuhren sind das Herz dieser Anlage. Es sind Uhren mit Pendel und Gewichten — keine Pendeluhr im üblichen Sinne, wie sie zu Großmutter's Zeiten der Stolz jedes Hauses waren, sondern ihre Gewichte werden immer wieder elektrisch selbsttätig aufgezogen. Diese beiden Uhren laufen auch dann weiter, wenn der Strom ausbleiben sollte, da die Kraftreserve dieser Gewichte die Uhren für eine gewisse Zeit in Gang halten kann.

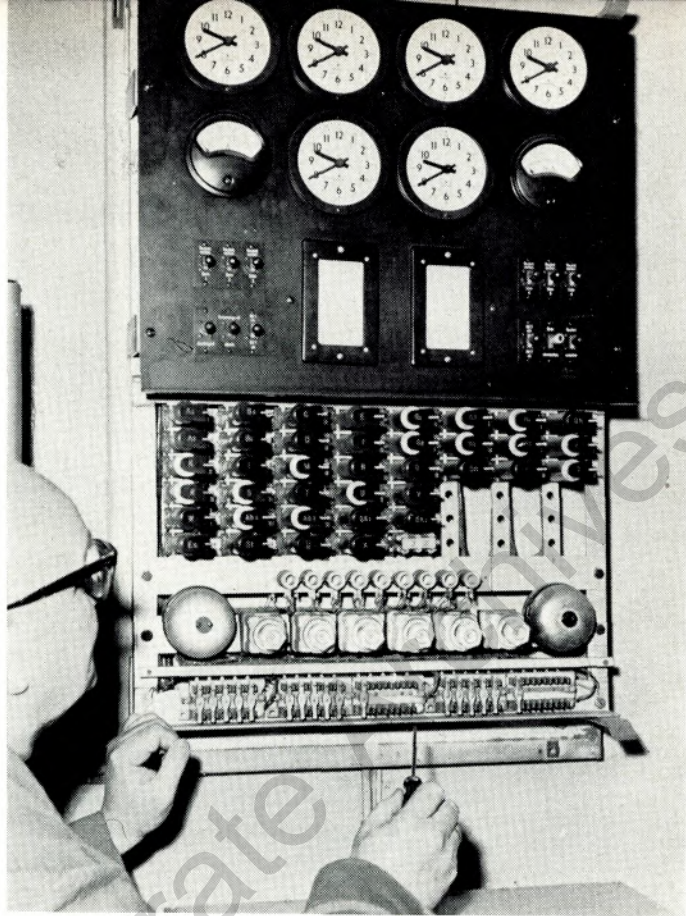
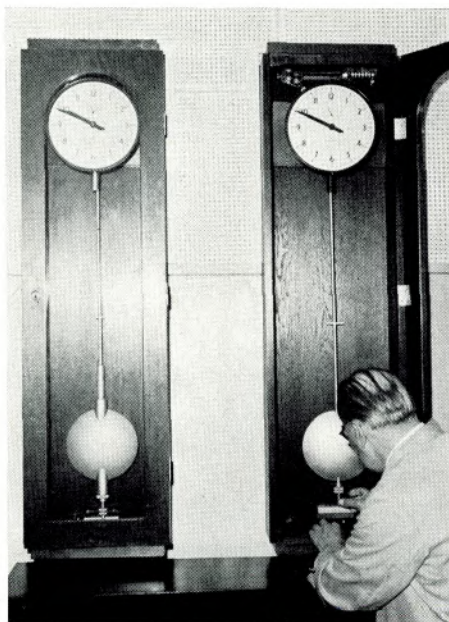
Unablässig und im gleichen Rhythmus bewegen sich die synchronisierten Pendel der beiden Hauptuhren. In ihrer soliden Holzverkleidung verraten sie zunächst kaum etwas Außergewöhnliches. Doch bei näherem Hinsehen erkennt man den an den Pendeln angebrachten Kontakt. Das Pendel ist genau ein Meter lang und schwingt in einer Sekunde einmal aus. Dabei gibt der an ihm angebrachte Kontakt jeweils einen Stromimpuls an die Uhrenzentrale ab, durch den die Uhren im weiten Hüttengelände gesteuert werden.

Damit die Beständigkeit dieser Stromimpulse in der Uhrenzentrale gewährleistet ist, gibt die zweite Hauptuhr mit einer geringen Verzögerung von etwa zwanzig Sekunden einen weiteren Strom-

impuls ab und kontrolliert das Funktionieren der ersten Hauptuhr. Nicht zuletzt liegt hierin eine weitere Sicherung für die Genauigkeit der Uhrzeit.

Wenn man die gesamte Anlage betrachtet, so kann man in der Tat die beiden Hauptuhren als das Herz der Anlage ansprechen; denn von ihr kommen die Impulse und werden in der Uhrenzentrale in sechs Linien, an denen das weitverzweigte Netz der 265 Hüttenuhren hängt, aufgeteilt. Jede dieser Linien hat in der Uhrenzentrale ihre eigene Kontrolluhr.

Das Herz der Uhrenanlage der ATH sind diese beiden Hauptuhren, an denen Uhrmacher Redweik gerade nach dem Rechten sieht



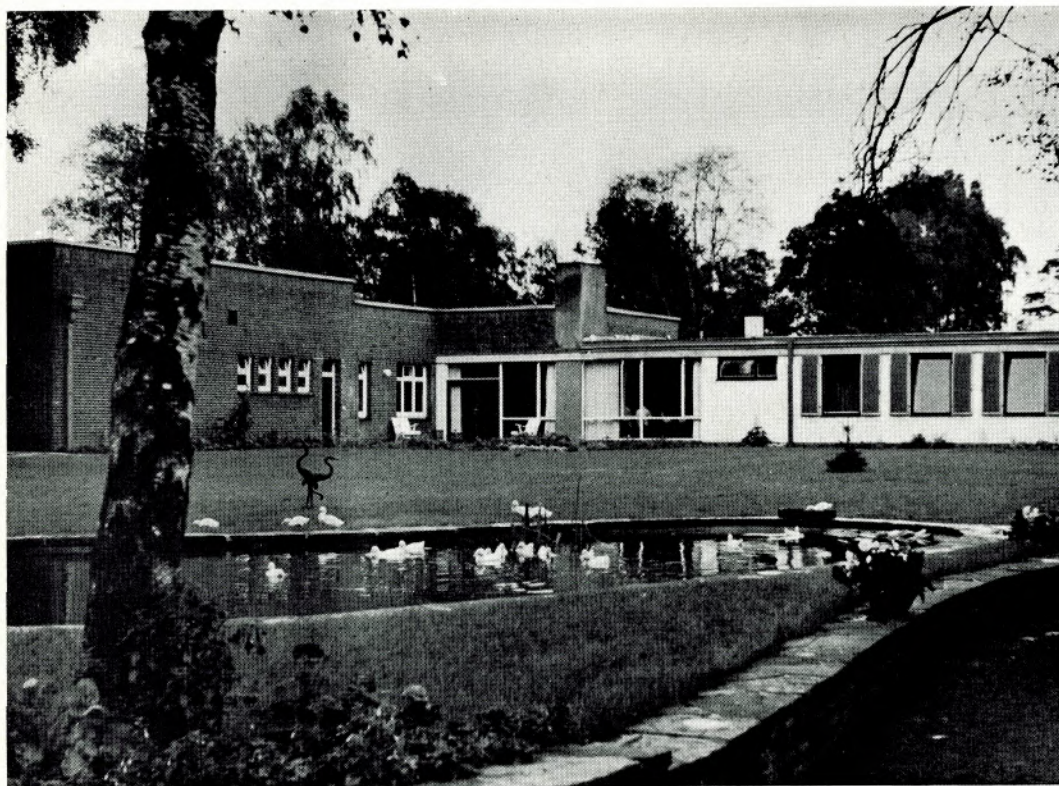
Ein Blick in die Uhrenzentrale unserer Hütte. Von hier aus gehen die Stromimpulse in sechs Linien an alle 265 Uhren im Werksbereich (im Bild: Mechaniker Frettlöhr)

Weitere Sicherungen sind eingebaut, um die Wartung der Anlage zu erleichtern. Sollte zum Beispiel durch Kabelfehler ein Erdschluß auftreten, so ist das auf einem Leuchtschild sofort zu sehen. Derartige Pannen können dann sofort behoben werden, und der Stromimpuls gelangt wieder ungestört zu den Nebenuhren in den Büros und Betrieben.

2-Meter-Uhr für Hafen Schweißern

Die neueste „Attraktion“ unter den Uhren der Hütte ist eine große beleuchtete Außenuhr am Belegschaftshaus I neben dem Thomaswerk. In Kürze wird sie jedoch noch übertroffen werden durch eine nachts ebenfalls beleuchtete Uhr mit einem Zifferblatt von zwei Meter Durchmesser, die am neuen Verwaltungshaus des Werks Hafens angebracht wird. Jedem Schiffer im Hafenbecken wird sie anzeigen, was die Stunde geschlagen hat. Das zu wissen, ist bekanntlich auch für die Straßenbahn sehr wichtig. Für die Fahrer der Linie 1 der Duisburger Verkehrsgesellschaft ist deshalb die Werksuhr an Tor 1 seit vielen Jahren „die“ Normaluhr. Im übrigen kann sich jedes Belegschaftsmitglied über die genaue Uhrzeit sehr leicht informieren. Die Zeitanzeige, am Telefon unter Nummer 19 zu wählen, ist eigens für diesen Zweck eingerichtet. Daß sie übrigens über das Werkstelefon-Verbundnetz vom Fernsprechamt Dortmund über Gelsenkirchen und Meiderich nach Hamborn herangeholt wird — und dem Werk dadurch Kosten von monatlich etwa 400 DM erspart werden — sei am Rande bemerkt. Übrigens können wir uns an das Zeitzeichen halten. Es stammt von der Sternwarte Hamburg-Bergedorf.

gm



Tester Berge hat sich in den vergangenen Monaten zu einem Schmuckkästchen entwickelt. Unser Bild gibt einen Blick über das Wasserbecken, das zwischen dem Hauptgebäude und den Volieren angelegt wurde. Hier steht auch die von Gräfin Anita de Zichy-Thyssen geschenkte Bronze-Gruppe der beiden Reiher

Die Woche ging schneller zu Ende, als uns lieb war...

Tester Berge, das Freizeit- und Erholungsheim unserer Hütte im Naturschutzgebiet bei Hünxe, ist heute vor allem bei unserer jungen Belegschaft schon ein fester Begriff. Die männlichen und weiblichen Lehrlinge verbringen hier draußen alljährlich eine Freizeit von vierzehn Tagen, die nicht vom Urlaub abgeht. Hier wachsen sie schließlich auch zu einer jungen Gemeinschaft zusammen — Grundstein für die Aufgabe, nach Abschluß der Lehrzeit in der größeren Gemeinschaft des Werkes tätige Mitarbeiter zu werden. Von ihrer letzten diesjährigen Freizeit schrieben Mädels des zweiten Anlernjahres der Werkzeitung diesen Bericht:

Wir 21 Mädchen des zweiten Anlernjahres führen zum zweitenmal in diesem Jahr Ende September für eine Woche nach Tester Berge. Die Vorfreude war riesig groß. Wir kannten Tester Berge ja schon vom Sommer her und wußten, was uns in etwa erwartete.

Fahrer Link hatte seine liebe Not mit uns, vor allem mit unseren „Überseekoffern“, die er in seinen kleinen Bus bugsieren mußte.

Es tat unserem Ohr wohl, statt dem sonst gewöhnten Motorgeknatter in Tester Berge einmal Entengeschnatter und Vogelgezwitscher zu hören. Wir fühlten uns gleich wieder „zu Hause“.

Das war unser Tagesablauf: Nach dem Wecken um 7 Uhr folgte um 8 Uhr das Frühstück, danach hörten wir zur Weiterbildung Vorträge. Nach dem Mittagessen Ruhe bis 15 Uhr mit anschließendem Nachmittagskaffee, danach Sport, Lesen, Wandern bis zum Abendbrot.

Die Abende gestalteten wir uns je nach Wetter und Laune. Gegen 22 Uhr war Bettruhe, was jedoch nicht heißen sollte,

daß wir schon um 23 Uhr schliefen! Was hatten wir uns alles zu erzählen! Fräulein Baxmann, unsere „Mutti“ drückte nicht nur ein Auge zu; sie wußte mit ihren Kindern umzugehen.

Eines Abends stand ein neuer Bus vor der Tür. Wem mochte der wohl gehören? fragten wir uns. Wir bestaunten ihn von allen Seiten. Dann kam die große Überraschung: Der Bus war für die Lehrlinge angeschafft worden, und wir sollten ihn taufen. Ein Name war bald gefunden. Der alte Name „Bubibus“ wurde durch den neuen „Babybus“ ersetzt. Arbeitsdirektor Meyer lud uns am gleichen Abend in das „Zimmer der oberen Zehntausend“ ein. Wir sangen,

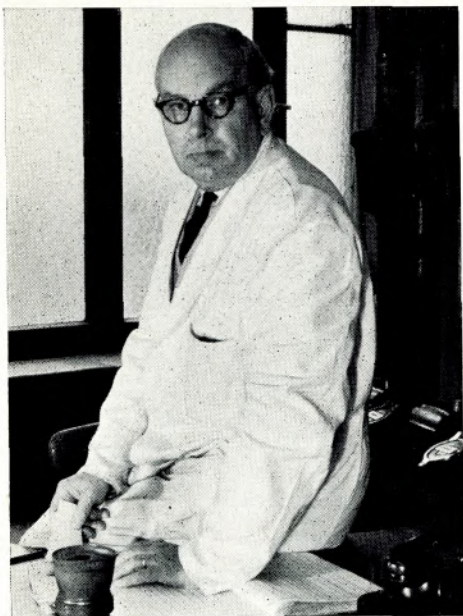
wir tanzten — es war ein schöner Abend. Für den nächsten Tag versprach Direktor Meyer eine Fahrt ins Blaue. Wir landeten auf Schloß Krecting bei Rees, einer weitbekannten Geflügelfarm. Das schönste an der Farm war, daß sie nicht nur Geflügel beherbergte, sondern auch einen Menschenaffen, den wir gleich liebgewannen und der uns nicht mehr gehen lassen wollte. Aber auf uns warteten in einem kleinen gemütlichen Café in Rees Kaffee und Kuchen. Es war ein schöner Tag.

So ging die Woche schneller zu Ende, als uns lieb war. Teils traurig, teils fröhlich nahmen wir Samstag morgen Abschied von Tester Berge — mit Dank an den Vorstand, der uns diesen Aufenthalt ermöglicht hat und an alle, die in Tester Berge um unser Wohl besorgt waren.

In Krecting von den Lehrlingen vielbewundert: ein Menschenaffe



40 JAHRE • DIE ATH BEGLÜCKWÜNSCHT IHRE JUBILARE



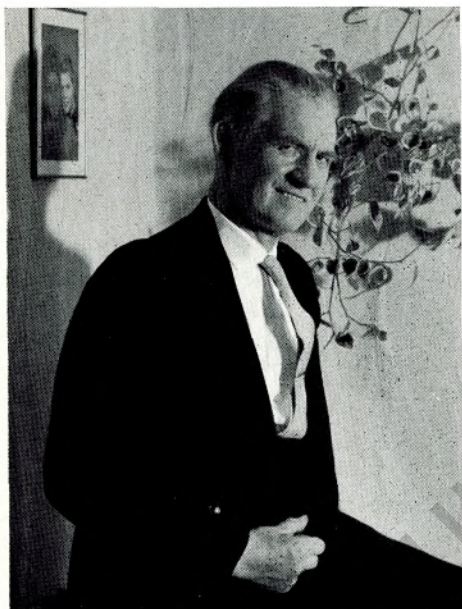
GERHARD WELSING, Laborant
Chemisches Hauptlabor — 16. Oktober



WILHELM PAEPER, Meister
Maschinenbetrieb I — 12. November



MARZELLUS RAKOWSKI, Schmelzmeister
Hochofen-Werk — 18. November



KARL MEIERING, Sägearbeiter
Fertigstraße I — 19. November



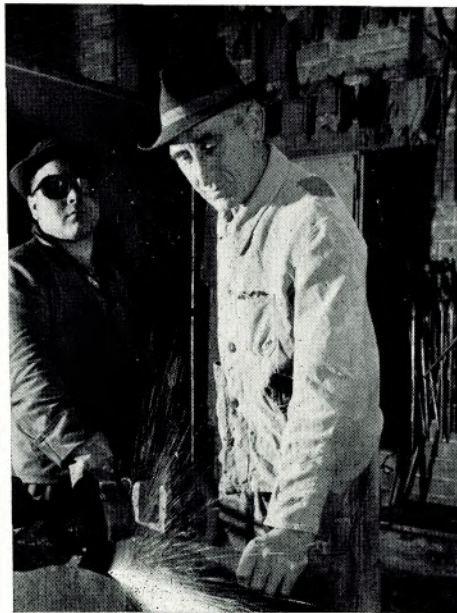
CARL BERNHARD, Bürovorsteher
Hochofen-Werk — 1. Dezember



KARL JAKOBI, Meister
Maschinenbetrieb — 3. Dezember



BOLESLAUS JENDRYCZKA, Kranführer
Elektrobetrieb I — 4. Dezember



JOSEPH BUNS, Kolonnenführer
Walzendreherei — 4. Dezember



JULIUS TYKAL, Kolonnenführer
Stahlbauwerkstatt — 6. Dezember

40 JAHRE • DIE ATH BEGLÜCKWÜNSCHT IHRE JUBILARE



STEFAN HAY, Gießmeister
SM-Stahlwerk II — 7. Dezember



BRUNO HAY, Vorarbeiter
ff. Steinfabrik — 10. Dezember



MATTHIAS MARX, Anstreicher
Bauabteilung — 12. Dezember



HEINRICH KLEINMANN, 1. Apparatewärter
Hochofen — 16. Dezember



OTTO SCHRÖTER, Vorarbeiter
Stahlbauwerkstatt — 18. Dezember



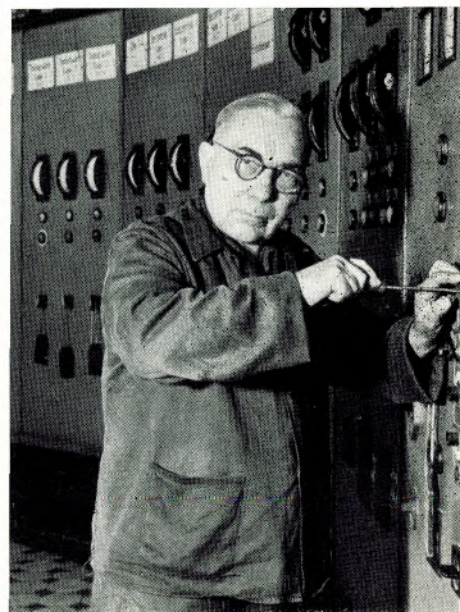
HEINRICH KUNERT, Betriebsleiter
Techn. Ausbildungswesen — 18. Dezember



PETER BURSCH, 1. Pfannenmann
Thomaswerk — 19. Dezember



ANDREAS LASINSKI, Wachmann
Werkschutz — 30. Dezember



JOSEF SIEBENBURGEN, Elektromonteur
Elektr. Zentr. u. Stromverteilung — 31. Dezember

40 Jahre bei der ATH

Jakob Hünnekens, 2. Maschinist, Maschinenbetrieb Kraftanlagen, 16. Dezember

25 Jahre im Dienst

Martin Mick, Martinwerk II, am 4. Dezember

Johann Czech, Martinwerk I, am 5. Dezember

Otto Thiel, Stoffwirtschaft, am 12. Dezember

Matthias Knauft, Versuchsanstalt am 18. Dezember

80 Jahre alt wurde

Heinrich Ost, Dbg.-Hamborn, An der Abtei, am 18. Dezember

Goldene Hochzeit feierten

16. November: Eheleute **Adolf Seeger**, Duisburg-Hamborn, Halskestraße 40

22. November: Eheleute **Gustav Mahron**, Duisburg-Hamborn, Spenskamp 8

21. November: Eheleute **Jakob Schulte**, Duisburg-Beeck, Flottenstraße 44

28. November: Eheleute **Heinrich Thiesen**, Walsum, Im kleinen Feld 14

Die Ehe schlossen

Hans Lammert, Verkauf II, mit Ursula Roskoth, am 28. Mai

Heinz Goddinger, Chemisches Hauptlabor, mit Irmgard Schaloske, am 27. Juli

Heinz Friedrich, Thomaswerk, mit Elfriede Dornfeld, am 17. Oktober

Heinz-Werner Sklarek, Bergbau- und Hüttenbedarf, mit Rita Heinzelmann, am 17. Oktober

Erika Wittek, Lochkartenabteilung, mit Günter Torkar, am 17. Oktober

Hildegard Krautmann, Allgemeine Verwaltung, mit Werner Gerberding, am 18. Oktober

Helmut Müller, Bauabteilung, mit Inge Wirkus, am 24. Oktober

Gerhard Bauer, Thomas-Stahlwerk, mit Gabriele Rossa, am 25. Oktober

Günther Wahser, Warmbandwerk, mit Irmgard Wisniewski, am 31. Oktober

Kasimir Lewandowski, Blechzurichtung, mit Olga Marks, am 4. November

Fritz Büttner, Soziale Betriebseinrichtung, mit Erna Scholz, am 4. November

Teolinde Panek, Waschanstalt, mit Joseph Czeszak, am 11. November

Werner Schmelling, Betriebskrankenkasse, mit Inge Gudden, am 13. November

Paul Peltzer, Zurichtung, mit Klara Dering, am 14. November

Heinz Marschewka, Zurichtung V, mit Alica Jentsch, am 14. November

Manfred Mielke, Blockbrammenstraße, mit Margrit Müller, am 14. November

Manfred Hafkemeyer, Werkzeugung, mit Erika Garlitz, am 15. November

Burkhard Gasper, Stoffwirtschaft, mit Erna Reichard, am 15. November

Hubert Behler, Martinwerk, mit Agnes Berwanger, am 20. November

Rudi Karuweit, Warmbandwerk, mit Maria Wenzel, am 21. November

Jürgen Sittek, Bauabteilung, mit Marga Haas, am 21. November

Nachwuchs kam an

Manfred Schmidt, Breitband Heidi am 9. September

Karl Strehlau, Maschinenbetrieb I Wolfgang am 5. Oktober

Theodor Nicolaus, Elektrobetrieb Bandwalzwerk, Uwe am 10. Oktober

Horst Möller, Kokerei August Thyssen Roswitha am 18. Oktober

UNSERE TOTEN

PRILL, Franz	Pensionär (Wachmann, Werkschutz)	9. September
BRUCH, Werner	Hilfsmaurer (Martinwerk II)	8. November
BERGS, Hermann	Pensionär (Sattler, Maschinenbetrieb I)	9. November
MELZER, Josef	Pensionär (Maschinist, Hochofen-Werkst.)	16. November
BLECKMANN, Heinrich	Hilfsarbeiter (Fliegende Kolonne)	17. November
UMMERLEE, Richard	Pensionär (Maschinist, Maschinenbetrieb Hochofen)	19. November
TÖNGES, Ernst	Pensionär (Maschinist, Elektrobetrieb I)	21. November
SCHRODER, Wilhelm	Pensionär (Maurer, Bauabteilung)	21. November
GUTBERLET, August	Pensionär (Meister, Versehrtenwerkstatt)	22. November
GERWERT, Otto	Pensionär (Schlosser, Eisenbahnwerkst.)	23. November
KAYSER, Bernhard	Ablader, Martinwerk I	29. November
NIEBERGALL, Friedrich	Pensionär (Kranführer, Elektrobetrieb Hochofen)	1. Dezember
SCHROEDER, Ernst	Fotomeister, Versuchsanstalt	3. Dezember
KEUSEMANN, Walter	Konstrukteur und Gruppenleiter Neubaubt.	4. Dezember
SCHÖNFELD, Albert	Maschinist, Maschinenbetrieb I	5. Dezember

WIR BEWAHREN IHNEN EIN EHRENDES ANDENKEN

Günther Kos, Betriebswirtschaft Thorsten am 22. Oktober

Erika Vorländer, Rechtsabteilung Michael am 23. Oktober

Erwin Sieg, Elektrobetrieb Rolf am 25. Oktober

Willi Schänzer, Martinwerk I Margit am 27. Oktober

Alfred Kohn, Steinfabrik Volker am 27. Oktober

Walter Eisfeld, Thomaswerk Hans-Dieter am 29. Oktober

Horst Bottländer, Maschinenbetrieb I Michael am 29. Oktober

Friedrich Geiling, Zurichtung, Beate am 30. Oktober

Werner Lotz, Martinwerk II Elke am 31. Oktober

Helmut Fien, Laboratorium Reinhard am 1. November

Lothar Meyer, Zurichtung Heike am 2. November

Friedrich Kleinfeld, Zurichtung Marlies am 3. November

Erich Treiss, Versuchsanstalt Hans-Joachim am 4. November

Fritz Lyko, Walzwerk I Marion am 4. November

Rolf Vagedes, F.T.A. Gabriele am 5. November

Günther Steinmann, Stoffwirtschaft Peter am 5. November

Wolfgang Broy, Wärmestelle Annkatrin am 6. November

Helmut Gabriel, Hochofen Klaus am 6. November

Heinz Krall, Elektrobetrieb Hochofen Anke am 6. November

Karl Querhahn, Martinwerk II Achim am 7. November

Johann Merda, Bergbau- und Hüttenbedarf Eckhard am 8. November

Theodor Narloch, Hochofen Wolfgang am 9. November

Willy Bartel, Martinwerk II Ulrich am 10. November

Helmut Machue, Thomasschlackenmühle Marion am 10. November

Fred Heinrichs, Martinwerk II Werner am 11. November

Willi Faber, Bauabteilung Monika am 11. November

Werner Wolski, Bauabteilung Birgit am 12. November

Heinrich Busch, Neubauabteilung Hartmut am 13. November

Karl Woywod, Zurichtung Ursula am 13. November

Günter Szalek, Elektrobetrieb I Georg am 14. November

Ronald Krempler, Hundeschmiede Uwe am 14. November

Erich Kreling, Zurichtung I Jürgen am 14. November

Kurt Jordan, Bergbau- und Hüttenbedarf Heidemarie am 15. November

Horst Sauer, Steinfabrik Astrid am 15. November

Alois Werner, Hochofen Ilona am 15. November

Alfons Prinz, Hochofen Beate am 16. November

Karlheinz Staniewski, Mechanische Hauptwerkstatt, Klaus am 18. November

Günter Binek, Rohrnetz- und Heizanlagen Jürgen am 19. November

Joseph Schäfer, Zurichtung Barbara am 19. November

Rudolf Hiescher, Martinwerk I Karin am 19. November

SEIN LETZTES BILD

**Zum Tode unseres
Werksfotografen
Ernst Schroeder**

Erst 49 Jahre alt, ist am 3. Dezember der Werksfotograf unserer Hütte, Ernst Schroeder, plötzlich gestorben. Sein Tod trifft die Werkzeitung, der er durch seine Arbeit eng verbunden war, besonders schwer. Es gab kaum eine Ausgabe, in der er nicht — außer mit den Produkten seines handwerklichen Alltags — auch mit einem besonders gut gelungenen Schnappschuß seiner Freizeit aufwarten konnte. Noch für diese Weihnachts-Ausgabe hatte er der Redaktion das schöne Bild zur Verfügung gestellt, das wir auf der letzten Umschlagseite veröffentlichen. Niemand konnte ahnen, daß ihm die Kerzen dieser Weihnacht nicht mehr leuchten würden.

Wie kaum ein anderer kannte Ernst Schroeder die Betriebe unserer Hütte. Alle hat er in den Jahren, die er als Fotograf bei unserer Hütte tätig war, mit seiner Kamera festgehalten. Nur ein Bruchteil seiner Arbeit wurde der Belegschaft in den Veröffentlichungen der Werkzeitung bekannt. Fünf Jahre hat er so dem Werk gedient, nachdem er vor dem Kriege fast zehn Jahre Angestellter in der Betriebskrankenkasse und der Lohnbuchhaltung gewesen war. In den schweren Nachkriegsjahren hatte er sein früheres Steckenpferd zu seinem Hauptberuf gemacht, um es von 1953 an bei uns auszuüben. Sein Tod hat diesem Schaffen allzu früh ein Ende gesetzt.

Als der Matena-Tunnel noch nicht bestand ...

Seit einiger Zeit wechseln auch an der Matenastraße die roten und grünen Lichter der Verkehrsampeln und regeln den Verkehr. Über die sich hier kreuzenden Straßenbahngleise ergießt sich ein Strom von Menschen und Fahrzeugen, der gerade in den Zeiten der Schichtwechsel der Hütte sehr stark ist. Man kann sich nur schwer vorstellen, daß der Pulsschlag dieser Kreuzung einmal anders aussah — auch rege, aber nicht so hastig wie heute. Denn selbst das kleinste Fahrzeug unserer Tage ist im Vergleich zu früheren Zeiten erstaunlich schnell. Die Kreuzung ist sehr eng — mit alten Häuserfassaden, die zu nächtlicher Stunde der Feuerschein der blasenden Konverter des nahegelegenen Thomaswerkes erhellt. Ist es vielleicht der letzte Glanz, den sie in ihrer jetzigen Form allnächtlich erhält?

Die Zeit fordert ihr Recht und läßt sich nicht aufhalten. Die Tage des Hauptlabors an der Ecke Matena- und Kaiser-Wilhelm-Straße sind jetzt gezählt. Dann wird man über die frei gewordene Ecke hinweg eine andere Straßenecke erblicken, die schon seit Jahren nicht mehr lebt. Es ist die Ecke Yorkstraße—Matenastraße. Die Straßenschilder stehen zwar noch, doch die Straße selbst liegt in ihren letzten Zuckungen. Denn die letzten zwei bewohnten Backsteinhäuser an dieser



Ecke sind inzwischen abgerissen worden. Man kann nicht von der Yorkstraße sprechen, ohne den Ursprung dieser Straße zu berühren. In den Jahren 1904 bis 1905, als die Hütte schon viele Wohnungen für die Belegschaft gebaut hatte, wurden die

Häuser in der jetzigen Yorkstraße gerade fertiggestellt. Sie gehörten zur zweiten Epoche der Entwicklung unserer ATH und der Forderung des Wohnungsbaues, der die Hütte von Anbeginn ihres Bestehens an stets stark beschäftigt hat. Als

ATH-Lehrlinge beim Berufswettkampf besonders erfolgreich

Lehrling und Anlernlinge unserer Hütte haben beim diesjährigen freiwilligen Berufswettkampf der Deutschen Angestelltengewerkschaft mit besonderem Erfolg abgeschnitten. In Hamborn beteiligten sich 22, im Kreis Dinslaken sechs Lehrlinge. In Hamborn stellte die ATH im ersten und zweiten Anlernjahr der Bürogehilfinnen jeweils die drei besten Teilnehmerinnen, und zwar: Erstes Anlernjahr Renate Heinrichs (86,5 Punkte), Gertrud Maaß und Ursula Müller (je 86 Punkte), zweites Anlernjahr Regina Hybiak (92,5 Punkte), Elke Zimmermann und Ursula Winkler (je 92 Punkte). Im ersten Lehrjahr Industrie erhielt Reinhold Weidtkamp (94 Punkte) den ersten Preis. Im zweiten Lehrjahr lagen auf den drei ersten Plätzen Hermann-Josef Adler (92 Punkte), Gundolf Podstawka und Ernst Otrzonsek je 90 Punkte. In Dinslaken erreichten im ersten Anlernjahr der Bürogehilfinnen Ingeborg Buhe 87 Punkte und Ursula Raymann

80 $\frac{3}{4}$ Punkte. In der Gruppe Industrie (erstes Lehrjahr) stellte die ATH in Heinz Surmann (98 $\frac{1}{2}$ Punkte) den ersten Sieger, während Werner Nebel 84 $\frac{1}{4}$ Punkte erreichte. Erwin Overländer (zweites Lehrjahr) kam auf 95 $\frac{3}{4}$ Punkte. In Hamborn nahm die Ehrung der Sieger im Auftrag des Oberbürgermeisters

Bürgermeister Dr. Storm vor, während in Dinslaken Bürgermeister Lantermann den Siegern herzliche Glückwünsche aussprach. Unser Bild zeigt Bürgermeister Lantermann mit den fünf Besten des Kreises Dinslaken, ganz rechts Heinz Surmann, zweiter von links Erwin Overländer, beide ATH-Mitarbeiter.



an dieser Straße unmittelbar neben der Hüttenmauer die ersten Häuser entstanden, erhielt sie den Namen „Fabrikstraße“.

Der Tunnel der Matenastraße unter dem Werksgelände existierte noch nicht, sondern es waren einige Überführungen vorhanden. Wenn sie auch für jene Zeit schon als modern galten, so konnten sie doch nicht verhindern, daß hier und da einige Spritzer vom Warmtransport die Fußgänger trafen, wie sich noch einige Hüttenmänner zu entsinnen wissen. Von Unfällen aus jener Zeit wird nicht berichtet. Doch einige Jahre später baute man den Tunnel, wie wir ihn heute noch kennen.

In der Nähe dieses Tunnels entstand auch in der Matenastraße, an der Ecke der Fabrikstraße, ein Ledigenheim mit vierhundert Betten. Denn die Ausdehnung der Hütte erforderte Arbeitskräfte, die in Hamborn und in der nahen Umgebung nicht mehr in genügendem Maße zu erhalten waren. Männer aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands fanden in diesem Heim ihre erste Unterkunft, bis sie eine Schlafstelle gefunden hatten oder bis sie durch Verehelichung von dem sich ausdehnenden Hamborn aufgesogen wurden. Nach 1928 wurde dieses Ledigenheim allerdings nicht mehr benutzt; Hamborn gehörte zur dieser Zeit aber schon zu Duisburg.

Eine Straße wechselt ihren Namen

Kurz nach dem Tag, da die Großstadt Hamborn in Duisburg aufging, fand auch die Fabrikstraße dem Namen nach ihr Ende. Denn die Ratsherren wollten nicht gerne zwei Fabrikstraßen und entschieden sich zugunsten der Fabrikstraße in Ruhrort. So wurde aus der Fabrikstraße an der Hüttenmauer der ATH die Yorkstraße. Was von ihr nach dem zweiten Weltkrieg übrigblieb, war ein Trümmerfeld, aus dem nur noch einige meist stark beschädigte Wohnhäuser herausragten. Das Ledigenheim erhielt einen Bombenvolltreffer und wurde restlos zerstört.

Das Gebäude der Betriebskrankenkasse, das gleichfalls in der Matenastraße nahe der Yorkstraße stand, wurde ebenfalls bis auf die Kellerräume vernichtet. Der Verlust dieses Gebäudes ist für die Hütte besonders schmerzlich gewesen, da durch Wassereinbrüche die in den Kellerräumen gelagerten Akten vollkommen verloren gingen.

Ein Gewirr von Schutt und Asche, wo einstmal Haus an Haus stand — das war die Yorkstraße nach dem Kriege. Yorkstraße Nr. 10, 12, 53, 55 und 57 sind zur Zeit noch vorhanden. Desgleichen die Häuser Nr. 17, 19, 21, 23 und 46, die am südlichen Ende zur Kaiser-Wilhelm-Straße stehen. Die Tage der zuerst genannten Häuser sind nun auch gezählt. Einige der in diesem kläglichen Rest einer Straße noch wohnenden Familien konnten bereits in anderen und der Zeit entsprechenden Wohnungen untergebracht werden. Mit der letzten Familie dürfte die Existenz dieser Straße dann beendet sein.

Wenn auch die Planungen der Bauabteilung noch nicht abgeschlossen sind und nicht feststeht, was mit dem Ruinenfeld werden soll, so dürfte eines endgültig sein: dieser Platz im Schatten der Konverter und Kamine wird keine Wohnhäuser mehr erhalten. Nur noch ein Stein über dem Tunnel der Matenastraße wird dann an die längst vergangene Zeiten erinnern. Stark angekratzt, aber noch lange zu lesen, trotz hier die Inschrift „Gewerkschaft Deutscher Kaiser“ allen Umbilden und Veränderungen der Jahre.



ES GEHT UM DIE REINHALTUNG DES RHEINS

Mitglieder der Internationalen Kommission zum Schutze des Rheins gegen Verunreinigung berieten vom 14. bis 18. Oktober in Duisburg über Maßnahmen der Rheinufer-Staaten, um der Verschmutzung des Rheins Einhalt zu gebieten. Vertreten waren die Bundesrepublik Deutschland, Frankreich, die Niederlande, Luxemburg und die Schweiz. Die Delegierten hörten Referate über die verschiedenen Quellen der am Niederrhein auftretenden Verunreinigungen, sie wurden vom Bau weiterer kommunaler Kläranlagen unterrichtet und besichtigten wasserbauliche Anlagen. Insbesondere haben hierbei die Fortschritte in der Beseitigung von industriellen Abwässern Anerkennung gefunden, darunter die Entphenolungsanlagen und die Anwendung von Kreislaufsystemen großer gewerblicher Betriebe, die eine zusätzliche Belastung des Rheins durch Schmutzstoffe verhindern. Dies galt vor allem für die neue Kläranlage der August Thyssen-Hütte in Alsum, die von den Tagungsteilnehmern unter Führung von Direktor Friedel eingehend und wie unser Bild zeigt, mit sichtlicher Befriedigung besichtigt wurde.

BEGEGNUNG MIT THYSSENSTAHL-BLECHEN

Die Verwaltungs- und Wirtschaftsakademie Industriebezirk unter der Leitung von Prof. Dr. P. H. Seraphim veranstaltete vom 12. bis 14. November eine Studienfahrt zur Besichtigung des Volkswagen-Werkes. Zwei Mitarbeiter unserer Hütte, Hans-Günther Beckmann (Betriebswirtschaft) und Manfred Kambert (Neubauabteilung) berichten, daß sie bei der sehr eingehenden Besichtigung der Betriebe in Wolfsburg und Hannover mit ihren insgesamt 40 000 Beschäftigten überzeugend kennenlernten, in welchem großen Umfange Feinbleche im Automobilbau verwendet werden.

Alle dreißig Sekunden wird ein VW fertig, das heißt täglich verlassen etwa 2500 Personenvagen und Transporter die Fließbänder, an deren Anfang Blechpakete lagern — Feinbleche, die zu einem großen Teil von der ATH geliefert sind. Überall in den Werkshallen hängen aus Blech geformte Teile an Ketten oder stehen auf Bändern und gleiten der Montage zu.

Rationalisierung bedeutet im Volkswagen-Werk in erster Linie Erhöhung der Produktivität der

betrieblichen Transportmittel. So haben zum Beispiel in der Blechverarbeitung „Eiserne Hände“ die Arbeit von Menschen ersetzt. Wo sonst acht bis zehn Arbeiter mit der Fertigung eines Teiles beschäftigt waren, übernehmen nun diese automatischen Greifer die Arbeit. In der Montageanlage im Transporterwerk hält eine Vorrichtung den über vier Meter langen Fahrzeugrahmen und die Karosserie bei den Schweißarbeiten so exakt zusammen, daß hier nicht nachgearbeitet zu werden braucht. Vollständig automatisch werden die Seitenwände mit dem Bodenteil zusammengesetzt und maßgenau verschweißt.

Die wachsende Nachfrage nach Erzeugnissen des Volkswagen-Werkes bringt einen stetig anhaltenden Bedarf an Bandstahl und Feinblechen mit sich. Das aber heißt auch für unsere Hütte weiterer Absatz.

Unser Bild zeigt an einem Transportband im Volkswagen-Werk in Wolfsburg Prof. Dr. Seraphim (links) mit Manfred Kambert und Hans-Günther Beckmann.

